Masterarbeit/Master's Thesis

Titel der Masterarbeit/ Title of the Master's Thesis

Care Leaver im Übergang- Wege aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe

verfasst von/ submitted by

Daniela Hubert

gemeinsam mit/ in collaboration with

Anna Wibmer

angestrebter akademischer Grad/ in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2021/ Vienna 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt/ degree program code as it appears on the student record sheet:	UA 066 848
Studienrichtung lt. Studienblatt/ degree program code as it appears on the student record sheet:	Masterstudium Bildungswissenschaft
Betreut von/ Supervisor:	Univ.- Prof. Mag. Dr. Veronika Wöhrer

Inhaltsverzeichnis

Abstract A.W. 3

1 Einleitung A.W. 4

2 Care Leaver A.W. 7

3 Biographieforschung D.H. 9

3.1 Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung 9

3.2 Biographie als soziales Konstrukt 10

3.3 Biographie und Institutionen 11

3.4 Biographische Individualisierungsprozesse 11

3.5 Normalitätskonstruktionen 13

4 Übergangsforschung D.H. 15

4.1 Biographische Übergänge 15

4.2 Merkmale biographischer Übergänge 16

4.3 Die Rolle der Familie im Übergang 19

4.4 Normen im Übergang 20

4.5 Individualisierung im Übergang 22

4.6 Selbstwirksamkeit im Übergang 23

5 Ungleichheitsforschung A.W. 25

5.1 Definitionen sozialer Ungleichheit 25

5.2 Soziale Lagen 28

5.3 Soziale Milieus 30

6 Intersektionalität A.W. 33

6.1 Intersectionality (Crenshaw) 34

6.2 Macht- und Herrschaftsverhältnisse 34

6.3 Bipolare Differenzlinien nach Helma Lutz und Norbert Wenning 37

7 Forschungsstand D.H. 38

8 Methodologie und Methode 45

8.1 Erhebungsmethode A.W. 45

8.1.1 Theoretischer Hintergrund 45
8.1.2 Steuerungsmechanismen 46
8.1.3 Ablauf 47
8.2 Auswertungsmethode D.H. 49
8.2.1 Entstehungshintergrund 50
8.2.2 Erhebungsinstrumente 51
8.2.3 Theoretische Einordnung 51
8.2.4 Erzähltheoretische Fundierung der Narrationsanalyse 51
8.2.5 Formale Strukturen von Erzählungen, Argumentationen und Beschreibungen 54
8.2.6 Auswertungsschritte 57
9 Einführung in die Interviewsituation D.H. 60
10 Ergebnisse A.W. und D.H. 63
10.1 Kurzporträts* 63
10.2 Auswertung** 65
11 Fazit D.H. 87
Literatur 89
Anhang 92

*Kurzporträt 1 D.H., 2 A.W.

**Auswertung 1. D.H. und A.W; 2-5 D.H., 6 A.W.

Abstract

In dieser Masterarbeit mit dem Titel „Care Leaver im Übergang- Wege aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe“, wird der Frage nachgegangen, wie Care Leaver den Austritt aus einer stationären Einrichtung erleben. Der Fokus liegt dabei auf jungen Erwachsenen, die mit der Vollendung des 18. Lebensjahres aufgrund der gesetzlichen Rahmenbedingungen aus der Jugendhilfe ausscheiden. Im theoretischen Teil wird über die Biographieforschung, als auch die Übergangs- und Ungleichheitsforschung aufgeklärt. Diese theoretischen Zugänge bilden die Basis, um die Herausforderungen, mit denen Care Leaver konfrontiert sind, aufzuzeigen. Anschließend werden im empirischen Teil Befunde, welche durch biographisch- narrative Interviews hervorgingen, dargestellt.

1 Einleitung

Jahrelange Betreuung im Heim, in einer Pflegefamilie oder in einer stationären Kinder- und Jugendhilfe, um dann mit 18 Jahren völlig auf sich allein gestellt zu sein und ohne familiäre Unterstützung sowie sozialen und finanziellen Ressourcen dazustehen. Diese Situation können sich nur die wenigsten vorstellen und doch stellt es für viele junge Erwachsene die Realität dar.

Care Leaver sind junge Erwachsene, welche für eine gewisse Zeit außerhalb ihrer Herkunftsfamilie in institutioneller Betreuung aufgewachsen sind. Von dort aus starten sie, meist mit Beginn des 18. Lebensjahres, ihren Weg ins Erwachsenenleben (Thomas, 2013, S. 12).

In Anbetracht der Tatsache, dass sich den Care Leavern durch die Pluralisierung von Übergangswegen hinsichtlich der Bewältigung alltäglicher Aufgaben eine Reihe von individuellen Anforderungen stellt(Walther & Stauber, 2007, S. 42), steht eine weitgehend offen formulierte Forschungsfrage im Zentrum des Erkenntnisinteresses dieser Arbeit:

Wie erleben Care Leaver den Austritt aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe?

Diese Forschungsfrage wird im Rahmen dieser Arbeit anhand zweier biographisch- narrativer Interviews mit Care Leavern und ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen vertieft bearbeitet.

Der Fokus der vorliegenden Arbeit liegtam Übergang von der Heimerziehung in ein selbstständiges Leben, der mit "dem Erreichen des Erwachsenenstatus (…), gleichzeitig aber auch mit dem Heraustreten aus der öffentlichen Erziehung und Unterstützung im Rahmen der Kinder- und Jugendhilfe [einhergeht]" (Theile, 2020, S. 99). Da also die Biographien junger Erwachsener, welche sich in stationärer Kinder- und Jugendhilfe befanden, im Blickfeld der Untersuchungen liegen, spielen auch biographietheoretische Überlegungen und Perspektiven eine zentrale Rolle.

So wird in Bezug auf die Biographien der Care Leaver ein Blick auf normalbiographische Vorstellungen geworfen, um bestehende Normalitätskonstruktionen im Übergang aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe ins Erwachsenenalter hervorzuheben. Zudem wird ein weiterer Fokus auf Prozesse der Individualisierung bzw. Subjektivierung gelegt. Im Zuge dessen ist demnach in der Biographieforschung ersichtlich, dass der Lebenslauf durch Rechte, Pflichten, Normen, Normierungen und Möglichkeiten des biographischen Handelns beeinflusst wird (Lutz et al., 2018, S. 3).

Da Übergänge sowohl „von der Strukturseite eines geschlechtsbezogenen institutionalisierten Lebenslaufs“ als auch „von Seiten der handelnden Subjekte und ihrer biographischen Perspektive“ (Walther & Stauber, 2007, S. 19) betrachtet werden, setzt die vorliegende Arbeit den Schwerpunkt auf die Biographien der Adressat*innen, während gleichzeitig eine Verbindung zu institutionellen Strukturen hergestellt wird (Rein, 2020a, S. 25). Zudem wird die Institutionalisierung der Biographiebehandelt, ohne die eine präzise Erfassung gesellschaftlicher Übergänge laut Schröer et. al (Schröer et al., 2013, S. 24) nicht denkbar wäre.

Einen weiteren Fokus stellt der Übergang in das Erwachsenenalter dar, der sowohl für die Biographieforschung als auch für den Übergang von Care Leavern als primärer Gegenstand der Analysen einen zentralen Stellenwert einnimmt. Zentral ist er deshalb, weil gerade in dieser Phase ausbildungsbezogene bzw. erste berufliche Richtungen eingeschlagen werden und sich Interessen im privaten Bereich (z.B. Partnerwahl und Familiengründung) nach und nach herauskristallisieren. Mit der Vielzahl an Entscheidungsfindungen in Bezug auf die Gestaltbarkeit und Bewältigung des Lebens (Konietzka, 2010, S. 107) gehen jedoch oft mangelnde Planbarkeit und fehlende Kontinuität einher, wodurch in vielen Fällen wiederum ein Gefühl der Ungewissheit und Unsicherheit herbeigeführt wird (Schröer et al., 2013, S. 34).

„Der Erwachsenenstatus wird [somit] nicht nur pluralisiert, sondern verliert insgesamt an Stabilität, wird prekärer und dies strahlt auf die Jugendphase und den Übergang ins Erwachsenenalter zurück“(Rietzke et al., 2008, S. 26).

Übergänge in den Erwachsenenstatus zeichnen sich nicht nur durch Ungewissheit und Unsicherheit aus, sondern finden laut Rein auch im Kontext von Ungleichheitsverhältnissen statt. Demnach werden im Rahmen des Übergangs in Ausbildung und Arbeit soziale Ungleichheiten reproduziert (Rein, 2020b, S. 64), die im Kapitel *Ungleichheitsforschung* näher herausgearbeitet werden.

Dabei steht vor dem Hintergrund unterschiedlicher Blickwinkel die Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit im Fokus, welche gleichzeitig ein Fundament für das weitere Verständnis bildet. Da sich Care Leaver häufig in einer benachteiligten Lebenslage befinden, setzt sich das nachfolgende Kapitel mit dem Konzept der Lebenslage genauer auseinander, das auch in enger Verbindung mit sozialen Milieus steht.Soziale Milieus, wie auch soziale Ungleichheiten sowie Macht- und Herrschaftsverhältnisse können nicht isoliert voneinander gedacht, sondern müssen im Kontext ihrer Überschneidungen untersucht werden(Walgenbach, 2017, S. 55). So erscheint

der Zugang zur Intersektionalität im Kontext der geplanten Arbeit wesentlich und bildet somit den Abschluss der theoretischen Auseinandersetzung.

Wie Care Leaver den Übergang erleben, soll anhand der Biographie-, Übergangs- und Ungleichheitsforschung analysiert werden. Diese bilden demnach die theoretische Rahmung, welche dabei helfen soll, den Blickwinkel auf das Forschungsgebiet einzugrenzen.

Im Anschluss an den theoretischen Abschnitt erfolgt eine systematische Zusammenstellung der für diese Arbeit relevanten Untersuchungen, um einen knappen Überblick über die bisher publizierten Werke zur Care Leaver-Thematik zu verschaffen.

Die abschließenden Kapitel enthalten den empirischen Teil der vorliegenden Arbeit. Dabei wird zunächst auf die Erhebungsmethode, welche das biographisch-narrative Interview darstellt und auf die Narrationsanalyse, auf der die Auswertungsschritte basieren, näher eingegangen. Anschließend werden Kurzporträts skizziert, welche die wichtigsten Eckdaten der Interviewpersonen wiedergeben. Die Ergebnisdarstellung bildet den Abschluss der Empirie, in der die wichtigsten Erkenntnisse zusammengetragen werden.

2 Care Leaver

Die Führung eines gelingenden selbstständigen Lebens hängt in der heutigen Gesellschaft eng zusammen mit dem Erwerb von Bildung, schulischen Qualifikationen und beruflichen Ausbildungen. Als zentrale Statuszuweisungsinstanz kann dieses Bildungs- und Ausbildungssystem zu Ausgrenzungen und Benachteiligungen im weiteren Verlauf des eigenen Lebens führen. Groinig et al. betonen hier die ungleiche Verteilung von Bildungschancen, welche das Leben einiger junger Erwachsener beeinflusst, unter ihnen auch die sogenannten Care Leaver (Groinig, Maran, et al., 2019, S. 17).

Dadurch, dass Care Leaver mit der Vollendung des 18. Lebensjahres, in jedem Fall mit der Vollendung des 21. Lebensjahres, aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe austreten müssen(*Wiener Kinder- und Jugendhilfegesetz 2013, Fassung vom 04.02.2021*, S. 12), kommt die Bewältigung dieses Übergangs zusätzlich zu einer Vielzahl anderer Herausforderungen, mit denen junge Erwachsene konfrontiert sind, hinzu. Es scheint zudem kritisch, dass der Übergangsprozess von Care Leavern in den häufigsten Fällen früher, schneller und endgültiger erfolgt als bei Gleichaltrigen, welche ihre Jugend nicht in der stationären Kinder- und Jugendhilfe verbracht haben (Schaffner & Rein, 2014, S. 13). Während Peers sich in den meisten Fällen auf die Unterstützung ihrer Eltern verlassen können, sind Care Leaver häufig aufgrund eines völligen Kontaktabbruchs zu den Eltern bzw. aufgrund einer belasteten bzw. konfliktreichen Vergangenheit, auf sich allein gestellt, was wiederum die Notwendigkeit an besonderen Unterstützungsmaßnahmen deutlich hervorhebt (Ehlke, 2013, S. 53).

Hinzukommt, dass ein verantwortungsbewusster Umgang mit finanziellen Mitteln meist erst gelernt werden muss und eine autonome Lebensführung Care Leaver vor neue Anforderungen stellt. Während gleichaltrige Jugendliche normalerweise noch über die Volljährigkeit hinaus im Elternhaus wohnen und auf familiäre Unterstützung zurückgreifen können, gibt es für Care Leaver nur eine geringe Anzahl an Angeboten, die sich auf begleitende Maßnahmen im Übergang spezialisieren (Theile, 2020, S. 99–100).

Zumindest in Österreich wird laut Groinig et al. dieser Gruppe junger Erwachsener zu wenig Beachtung geschenkt. Demnach werden in keiner österreichischen Bildungsstudie die Bildungssituation und -chancen dieser Gruppe genauer betrachtet und zudem existieren kaum wissenschaftlich fundierte Einzelstudien. Jedoch besteht in Österreich eine relevante Anzahl an heranwachsenden, jungen Erwachsenen, die es nach Groinig et al. zu beachten gilt. Spannend

sind hier vor allem die Bildungsbiographien und gesellschaftlichen Teilhabechancen der Care Leaver, welchen man besonders viel Aufmerksamkeit schenken sollte (Groinig, Maran, et al., 2019, S. 17).

3 Biographieforschung

Wie bereits erwähnt liegt der Fokus dieser Arbeit am Austritt junger Erwachsener, sogenannter Care Leaver, aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe. Im Blickfeld der Untersuchungen liegen die Biographien junger Erwachsener, weshalb einleitend biographietheoretische Überlegungen und Perspektiven im Fokus stehen.

In der Darstellung der theoretischen Perspektiven der Biographieforschung wird es zunächst um die Biographieforschung im Allgemeinen gehen, danach wird Biographie als soziales Konstrukt und die damit einhergehende Institutionalisierung von Biographien thematisiert. Anschließend werden Individualisierungsprozesse sowie Normalitätskonstruktionen, welche mit Biographien junger Erwachsener zusammenhängen, genauer durchleuchtet. Biographie stellt dabei einmal eine theoretische Perspektive dar und gleichzeitig den methodischen Zugang.

3.1 Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung

In der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung geht es laut Ecarius vorwiegend um das Verständnis für unterschiedliche Lebenswelten, andere Sichtweisen, Ungleichheiten und soziale Machverhältnisse. Durch die Methoden und Methodologien der Biographieforschung werden Lern-, Erziehungs-, Bildungs- und Sozialisationsprozesse analysiert, um dadurch auf das Verhältnis von Mensch, Bildung und pädagogischem Handeln zu schließen (Ecarius, 2018, S. 164). Empirisch orientierte Problemstellungen, welche danach fragen, wie Individuen historische und institutionelle Umbrüche verarbeiten, bilden häufig die Grundlage biographischer Forschungsansätze. Diese Umbrüche finden laut Völter et al. aufgrund eines forcierten und immer schwerer überschaubaren sozialen Wandels statt. Weitere Problemstellungen im Rahmen der Biographieforschung sind Fragen nach den Bedingungen unter denen es Menschen gelingt, individuell bedeutsame Erlebnisse und Krisen im Kontext ihrer Lebensgeschichte zu bewältigen (Völter et al., 2005, S. 7).

Laut Lutz et al. liegt die Aufgabe der Biographieforschung darin, „einen Zugriff auf soziale Verhältnisse zu erlangen, indem sie versucht, die interpretativ von Menschen erzeugten Sinn- und Deutungshorizonte nachzuvollziehen“ (Lutz et al., 2018, S. 5). Ähnlich formulieren es Walther et al., denn ihnen zufolge fragt die Biographieforschung nach dem Zusammenhang zwischen den subjektiven Narrationen der Individuen und den institutionalisierten Lebenslaufskripten. Diese subjektiven Deutungsmuster zu rekonstruieren, dient dazu, Biographien als Bildungsprozesse zu analysieren und zudem zu verstehen, wie Individuen ihre Entscheidungen

und Handlungen, vor allem diejenigen, die von den institutionellen Normalitätsannahmen abweichen, begründen. Biographie wird demnach als die subjektive Aneignung des eigenen Lebenslaufs im Sinne einer auf Sinn und Kontinuität ausgerichteten Narration verstanden (Walther et al., 2007, S. 97).

Eine genauere Definition von Biographie und die Frage, wie sich Biographie als soziales Konstrukt verstehen lässt, wird im folgenden Kapitel erläutert.

3.2 Biographie als soziales Konstrukt

Der Begriff der Biographie ist sowohl im Alltag als auch im sozialwissenschaftlichen Bereich von Bedeutung. Im alltäglichen Gebrauch werden die Begriffe Biographie und Leben häufig gleichgestellt und demnach haben Menschen zwangsläufig eine Biographie. Laut Rein sind wir ständig von unterschiedlichen biographischen Formaten umgeben, die unseren Alltag durchziehen. Seien es Tagebücher, Autobiographien von bekannten Persönlichkeiten, Blogs, biographisches alltägliches Erzählen oder auch die Bearbeitung der Biographie in Therapie oder Sozialer Arbeit. Diese biographischen Formate bzw. Biographien im Alltag sind aber mit einer gewissen Unschärfe verbunden bzw. stellt sich die Frage, was genau damit gemeint ist (Rein, 2020a, S. 46). Biographien geben immer Aufschluss über eine bestimmte Lebenslage und die Erfahrungen, die damit verbunden sind. In diesem Format wird nach Rein die eigene gedeutete Wirklichkeit inszeniert. Diese Inszenierung geschieht aber nie ohne eine Orientierung an gesellschaftlichen Strukturen und Normalitätserwartungen bzw. an konkreten individuellen Erfahrungen und Interpretationen der aktuellen Situation (Rein, 2020a, S. 48).

Wenn man sich dem Begriff der Biographie aus einer erziehungswissenschaftlichen Perspektive nähert, dann wird er laut Völter et.al nicht als individuell-psychologische Kategorie gesehen, sondern als soziales Konstrukt. Biographie als soziales Konstrukt bringt demnach Muster der individuellen Strukturierung und Verarbeitung von Erlebnissen in sozialen Kontexten hervor und verweist dabei immer auf gesellschaftliche Regeln, Diskurse und soziale Bedingungen. Der Fokus der Biographieforschung liegt also gleichermaßen auf dem Individuellen wie dem Gesellschaftlichen (Völter et al., 2005, S. 8). Den Stellenwert des Gesellschaftlichen in der Biographieforschung betont auch Hanses, indem er schreibt, dass es sich bei biographischen Selbstpräsentationen nicht um anthropologische Konstanten handelt, sondern um Ausdruck gesellschaftlicher Erfordernisse (Hanses, 2018, S. 381). Auch Rein geht von Biographien als so-

ziale Konstruktionen aus und beschreibt diese als nichts Konstantes, sondern als etwas Prozesshaftes. Demnach sind Biographien immer mit Veränderungen und Anpassungen verbunden und somit fluide (Rein, 2020a, S. 47).

Biographie als soziale Konstruktion geht Hand in Hand mit der Beziehung zwischen Biographie und Institution, so Hanses. Demnach wird Biographie als soziales Konstrukt durch neue Prozesse gesellschaftlicher Institutionalisierungen entwickelt (Hanses, 2018, S. 379). Um diesen Zusammenhang von Biographien und gesellschaftlichen Institutionen genauer verstehen zu können, wird er im folgenden Kapitel näher behandelt.

3.3 Biographie und Institutionen

Gesellschaftliche Institutionen spielen in der Biographiethematik laut Hanses eine wesentliche und oft selbstverständliche Rolle. Institutionalisierte Praxen und Organisationsweisen haben einen großen Einfluss auf das eigene Leben, unter anderem indem diese Institutionen zu Symbolen eigener biographischer Gestaltungsprozesse werden. In diesem Verhältnis zwischen Institutionen und Lebensgeschichte zeigen sich demzufolge biographische Selbstpositionierungen im sozialen Raum (Hanses, 2018, S. 380). Institutionen wie z.B. Markt, Recht, Staat und auch die Schule stehen, wie Walther und Stauber es beschreiben, in einer direkten sozialen Interaktion und alltäglichen Aushandlung mit den Individuen und deren Bedürfnissen, Erfahrungen und Lebensentwürfen. Die Institution Schule ist prinzipiell abhängig von der Motivation der Schüler*innen einerseits, und andererseits von den Aushandlungs-, Kontroll- oder Unterstützungsprozessen der Familie (Walther & Stauber, 2007, S. 28).

Hanses geht noch einen Schritt weiter und argumentiert, dass die sich wandelnden gesellschaftlichen Institutionen von den Individuen fordern, eine eigene nur uns zugehörige Biographie zu entwerfen und diese im Rahmen institutionalisierter Interaktionen immer wieder zu reproduzieren (Hanses, 2018, S. 381). Die damit einhergehenden Individualisierungsprozesse werden im folgenden Kapitel bearbeitet.

3.4 Biographische Individualisierungsprozesse

Die Forderung an die Individuen, die Biographie selbst zu gestalten, bezeichnen Lutz et al. als Prozess der Individualisierung bzw. Subjektivierung. Aufgrund unterschiedlicher Modernisierungsprozesse hat sich laut ihnen diese neue Vergesellschaftungsform entwickelt. Die Biographie wird nun von Rechten, Pflichten, Institutionen, Normen, Normierungen und Möglichkeiten des biographischen Handelns und nicht mehr nur durch eine durch Geburt zugewiesene

Zugehörigkeit zu einem Kollektiv beeinflusst (Lutz et al., 2018, S. 3). Auch Hanses spricht von Biographie als Subjektivierungspraxis, welche das Individuum in die Verantwortung zieht, selbstständig an der Gesellschaft teilzuhaben. Hier wirkt Biographie als eine soziale Ressource und soziale Voraussetzung für diese gesellschaftliche Teilhabe (Hanses, 2018, S. 379).

Biographien haben sich auch laut Walther und Stauber immer mehr individualisiert. Dies bedeutet, dass sie sich immer mehr auf die Individuen beziehen und nicht mehr so stark auf Familien, Gruppen oder andere Kollektive. Jedes Individuum muss somit selbst entscheiden, wie es mit dem eigenen Leben weitergehen soll. Aus dieser Individualisierung folgt, dass sich die Individuen immer unsicherer fühlen, wenn es um ihre eigene Biographie geht. Die Folgen ihrer Entscheidungen werden ihnen selbst zugeschrieben und müssen auch von ihnen selbst verantwortet werden (Walther & Stauber, 2007, S. 31).

Die Prozesse der Individualisierung bzw. Subjektivierung ähneln dem Konzept der Selbstsozialisation von Heinz, welches Walther und Stauber thematisieren. Demzufolge entwickeln Individuen biographische Gestaltungsmuster, die sie dazu führen, Sozialisationsstrukturen zu filtern und für sie Bedeutungsvolles von Bedeutungslosem zu trennen. Dies bedeutet wiederum, dass die Deutung und Bewertung der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Individuen ihre Lebensentscheidungen und Bewältigungsstrategien beeinflusst. Die Herstellung von subjektiver Kontinuität, die Anschlussfähigkeit in Entscheidungssituationen und vor allem die Vermittlung zwischen institutionellen Vorgaben und Anforderungen einer auf Normen beruhenden Biographie- zum einen und subjektiv erfahrene Wirklichkeit zum anderen, gehen Hand in Hand im Kontext biographischen Handelns. Oder wie Walther und Stauber es formulieren: „Biographisches Handeln ist gleichzeitig subjektives Normalisierungshandeln, indem eigene Entscheidungen, auch wenn sie vom Normallebenslauf abweichen, anhand normalbiographischer Deutungs- und Anspruchsmuster- „Das ist doch normal“- rationalisiert und legitimiert werden.“ (Walther & Stauber, 2007, S. 29).

In der Biographieforschung geht es nicht nur, wie bereits erwähnt, um das Verständnis für unterschiedliche Lebenswelten, Ungleichheiten, soziale Verhältnisse, gesellschaftliche Institutionen und Individualisierungsprozesse. Ein weiteres Interesse besteht darin, nachzuvollziehen, wie bestimmte gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Diskurse von den Biograph*innen ver- und bearbeitet, unterlaufen und modifiziert werden, so Lutz et al. Denn um eine Narration überhaupt erzeugen zu können, benötigt es eine Orientierung an einem als *normal* gekennzeichneten Ablaufmuster, welches die Individuen entsprechend zuweist (Lutz et al., 2018, S. 3–4).

Diese Orientierung an einer Norm, wie Lutz et al. sie hier beschreiben, wird im Folgenden anhand des Konzepts der Normalbiographie näher behandelt.

3.5 Normalitätskonstruktionen

Normalitätskonstruktionen in der Biographie werden anhand der Drei-Phasen-Struktur sehr deutlich aufgezeigt. Dieses Konzept entwickelte sich bzw. gewann an Gültigkeit mit dem Ausbau des Sozialstaats nach dem Zweiten Weltkrieg und gliedert das Leben in Ausbildung, Erwerbsphase und Rente. Die Vorstellung dieser Drei-Phasen-Struktur schien für jedes Individuum erreichbar, wenn man den institutionell vorgegebenen Passagen folgte. Jedoch orientierten sich die Normalarbeitsverhältnisse am Beispiel einer männlichen Normalbiographie, die sich maßgeblich von der weiblichen unterschied (Walther & Stauber, 2007, S. 21).

Die Normalbiographie wird auch von Rein thematisiert, indem sie von subjektiven und gesellschaftlichen Normalitätskonstruktionen als zentralen Bezugspunkt biographietheoretischer Überlegungen spricht. Hierbei wird der Zusammenhang zwischen Subjektpositionen und strukturellen Verhältnissen sichtbar. Eine biographische Perspektive erleichtert in diesem Fall den Blick auf Normalitätskonstruktionen, normalbiographische Vorstellungen und institutionelle lebenslaufbezogene Normalitätskonstruktionen(Rein, 2020a, S. 45).

Walther und Stauber sprechen in diesem Zusammenhang von dem Konzept der Lebenslaufregimes von Martin Kohli. Dieses Konzept dient dazu, die strukturelle und normative Macht von Lebenslaufstrukturen zu veranschaulichen. Das Konstrukt der Normalität wird durch den Zusammenhang der sozio-ökonomischen Strukturen, institutionellen Arrangements und soziokulturellen Muster beeinflusst (Walther & Stauber, 2007, S. 24). Die Folgen bzw. wie sich das Konstrukt einer Normalbiographie auf Individuen auswirkt, wird ebenso von Walther und Stauber thematisiert. Ihrer Ansicht nach haben trotz Normalitätskonstruktionen im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung Schulabschlüsse keinen direkten Zusammenhang mit einem garantierten Ausbildungsplatz. Zudem sind Ausbildungsplätze auch keine Garantie für einen entsprechend qualifizierten und abgesicherten Arbeitsplatz und die Karriere ist meist gekennzeichnet durch Berufswechsel. Die Familie als weitere Säule der Normalbiographie zeigt ebenso Auswirkungen. Einerseits wirkt sie als Sozialinstanz aus Sicht der Institutionen und andererseits fungiert sie als sozialer Halt für die Individuen. Jedoch hat sie laut Walther und Stauber immer mehr an Verlässlichkeit verloren (Walther & Stauber, 2007, S. 31).

Für junge Erwachsene, welche in ihrer Jugend und/oder Kindheit ihre Zeit in einer stationären Kinder- und Jugendhilfe verbracht haben, erweist sich diese Form von Normalitätskonstruktionen im Rahmen der Biographiealsbesonders schwierig. Rein zeigt den Zusammenhang zwischen strukturellen Verhältnissen und der Handlungsfähigkeit junger Erwachsener in Bezug zu Normalitätskonstruktionen deutlich auf. Die Biographien der jungen Erwachsenen, mit denen sich Rein auseinandersetzt, zeigen deren Erfahrungen in bestimmten Lebenslagen mit einer unvermeidbaren Orientierung an gesellschaftlichen Strukturen und Normalitätserwartungen (Rein, 2020a, S. 48). Demnach bietet auch im Rahmen dieser Arbeit eine biographische Perspektive einen Zugang zu der Bedeutung gesellschaftlicher Normalitätskonstruktionen für Care Leaver im Übergang.

Heteronormative Ablaufmuster haben also Einfluss auf die Biographie von Subjekten, so Rein. Dies geht einher mit Ideen vom richtigen Zeitpunkt für z.B. Ausbildungen, Übergängen in Partnerschaft oder Elternschaft. Für Care Leaver kann sich so ein Übergang länger gestalten als für manch andere, was aufgrund von Vorstellungen eines Normallebenslaufs bzw. zeitlichen Normalvorstellungen zu Exklusion und gesellschaftlichem Ausschluss führen kann (Rein, 2020a, S. 60).

Welche Bedeutung diese Vorstellung einer Normalbiographie in unserer Gesellschaft für die Übergänge der Care Leaver haben kann, soll in den folgenden Kapitelngenauer erläutert werden.

4 Übergangsforschung

In diesem Kapitel werden biographische Übergänge junger Erwachsene und deren Merkmale beschrieben, anschließend werden Normen, welche im Rahmen der Biographieforschung bereits thematisiert wurden, in Verbindung mit Übergängen gestellt und die dadurch zusammenhängenden Individualisierungsprozesse bearbeitet. Die Funktion der Familie im Übergang und abschließend die Rolle der Selbstwirksamkeit bilden den Abschluss dieses Kapitels.

4.1 Biographische Übergänge

Biographische Übergänge werden von Walther und Stauber als Vermittlungsaufgabe zwischen individuellem, menschlichem Leben und gesellschaftlicher Struktur gesehen. Diese Aufgabe stellt sich das ganze Leben lang einerseits für die gesellschaftlichen Institutionen und andererseits für die Individuen selbst (Walther & Stauber, 2007, S. 19). Übergänge lassen sich als Passagen bezeichnen, die Individuen zwischen unterschiedlichen Lebensphasen durchlaufen. Gründe für die Thematisierung von Übergängen in der Forschung sind einerseits, dass ihre Bedeutung im Lebenslauf zunimmt und andererseits, dass es nicht mehr eindeutig ist, wann diese beginnen und enden und zudem immer weniger bestimmt werden kann, was zu ihrer erfolgreichen Bewältigung notwendig ist (Stauber et al., 2007, S. 7). Da sich Übergänge ins Erwachsensein laut Stauber nicht nur strukturell, sondern auch auf der Subjektperspektive immer schwieriger gestalten, fokussiert sich die biographische Übergangsforschung darauf, wie sich bestimmte übergangsbezogeneAnforderungenund die Strategie diese zu bewältigen in die Biographien der Subjekte einschreiben (Stauber, 2014, S. 11). Der Begriff des *Übergangs* hat sich nach Walther und Stauber erst seit den 1990er Jahren vermehrt verbreitet und nach und nach den Begriff der *Statuspassage* ersetzt. Das liegt unter anderem daran, dass die Dauer und Richtung von Übergängen immer ungewisser wurde und auch die Beteiligung der Individuen, welche von einer Phase ihres Lebens in die andere übergehen, gewachsen ist (Walther & Stauber, 2007, S. 24). Speziell der Übergang in das Erwachsenenalter hat eine große Bedeutung für die individuelle Biographie, da sich die Entscheidungen, die in dieser Zeit getroffen werden, gravierend auf den Verlauf des weiteren Lebens auswirken. Zentral sind hier die Identitätsbildung der jungen Erwachsenen und die Aufgabe, sich als vollwertige Mitglieder in die Gesellschaft zu integrieren. Dommermuth spricht von der sozialen und ökonomischen Verselbstständigung, welche mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter zusammenhängen und betont die Tatsache, dass die Übergangsphase in den letzten Jahrzehnten im Rahmen der soziologischen Forschung immer mehr an Bedeutung gewonnen hat (Dommermuth, 2008, S. 15).

4.2 Merkmale biographischer Übergänge

Die Merkmale biographischer Übergänge lassen sich laut Stauber wie folgt beschreiben:

1. Biographische Übergänge finden gleichzeitig statt

Übergänge besitzen alle ihre eigene Logik und Dynamik und stellen Individuen immer wieder vor neue Herausforderungen. Durch die aktuelle Beschleunigung der Übergänge im Bildungssystem entsteht bei den Akteur*innen eine Zeitnot (Stauber, 2014, S. 15).

2. Biographische Übergänge sind nicht als lineare Bewegungen zu denken

Sie folgen einer Struktur, welche Stauber in mehreren Forschungen mit einem Yoyo verglichen hat. Der Vergleich mit einem Yoyo stellt die Hin- und Her-Bewegungen zwischen Jugend und Erwachsensein dar. Dieses Konzept der Yoyo-Übergänge soll dabei die Tatsache ins Licht rücken, dass sich der Übergang ins Erwachsensein immer weniger von Normalitätsannahmen bestimmen lässt (Stauber, 2014, S. 16).

Diese beiden Aspekte, das gleichzeitige Stattfinden von Übergängen und deren Yoyo-Bewegungen, sind aus biographischer Sicht zusammenzudenken. Junge Erwachsene müssen in bestimmten Bereichen bereits Erwachsene sein und in anderen sind sie noch Jugendliche. Das kann sich ständig ändern und ist zudem begleitet von ökonomischer Abhängigkeit und gleichzeitiger Zunahme an erwachsenen Bedürfnissen (Stauber, 2014, S. 16).

3. Übergänge sind aufgrund der damit verbundenen Rollen der Subjekte noch komplexer

Junge Erwachsene übernehmen im Laufe ihrer biographischen Übergänge gleichzeitig bzw. in rascher situativer Abfolge verschiedenste Rollen. Sie sind Familienmitglieder, Peers, Geliebte und aktives Mitglied einer Gruppe, Szene oder eines Vereins. Mit jedem Wechsel dieser bestimmten Rollen verändern sich auch die damit verbundenen Anforderungen, Zumutungen, Hindernisse und Privilegien. Die Rolle kann sich aber auch durch den Entwicklungsprozess in verschiedenen Übergangsthemen verändern. Hierbei geht es darum, die Adaptionen immer wieder aktiv herzustellen und mit den eigenen Ansprüchen neu zu vereinbaren (Stauber, 2014, S. 17).

4. Übergänge sind als kontextualisiert und mehrfach sozial situiert zu fassen

Mit dem Blick auf soziale Struktur- und Diskursumgebungen werden laut Stauber an junge Frauen und Männer unterschiedliche Anforderungen gestellt. Dieser Prozess geht mit Hierarchisierungen und Diskriminierungen einher. Eine intersektionale Perspektive wäre demnach angebracht, da sie Handlungsspielräume und eine transformative Perspektive bereitstellt (Stauber, 2014, S. 17).

5. Junge Erwachsene als Akteur*innen

Im Rahmen dieser wissenschaftlichen Herangehensweise an biographische Übergänge werden junge Erwachsene nicht als Opfer gesehen, sondern als Akteur*innen sozialen Wandels (Stauber, 2014, S. 18).

Die hier genannten fünf Merkmale biographischer Übergänge stellt Stauber als zentrale Punkte dar, welche Übergänge und dessen Bedeutung für junge Erwachsene thematisieren. Übergangsforschung nach Stauber ist also subjektorientiert, da sie durch die Entstandardisierung von Lebensläufen nicht mehr nur von einer Perspektive institutionalisierter Normallebensläufe ausgeht, sondern verstärkt auch die Innensicht der individuellen Akteur*innen berücksichtigt. Nach Stauber ist demnach die Bezeichnung dieser Akteur*innen als „junge Erwachsene“ sehr passend, eben aufgrund der Vermischung der Anforderungen und Selbstkonzepte als „noch jugendlich“ und „schon erwachsen“ (Stauber et al., 2007, S. 8). Dieser Begriff der jungen Erwachsenen bezieht sich genau auf die Phasen bzw. Übergänge, „in denen entscheidende Prozesse für die Gestaltung individueller Lebensentwürfe (…) stattfinden“(Stauber et al., 2007, S. 10).

Zu weiteren Merkmalen biographischer Übergänge zählen hier die von Becker beschriebenen unterschiedlichen Formen von Interdependenzen im Zusammenhang mit dem Bereich *Arbeit*. Becker betont hier, dass es aus einer Lebenslaufperspektive nicht einzelne, isolierte Übergänge von Individuen zu erforschen gilt, sondern Übergänge immer mit einem Blick auf den bisherigen und weiteren Lebensverlauf, die sozialen Positionen in anderen Lebensbereichen, die Lebensverläufe anderer Menschen und den Zusammenhang mit gesellschaftlichen Institutionen und der historischen Situation betrachtet werden (Becker, 2020, S. 71).

Die unterschiedlichen Formen der Interdependenzen im Übergang nach Becker lassen sich wie folgt gliedern:

1. Zeitliche Interdependenzen

„Übergänge von Individuen werden von ihrer bisherigen Vorgeschichte beeinflusst.“Wie genau Übergänge im Leben eines jungen Erwachsenen aussehen, hängt also von der Vorgeschichte eines Individuums ab, wie Becker hier betont. Übergänge sind demnach eng mit dem bisherigen Bildungs- und Erwerbsverlauf, Bildungsabschluss, Ausbildung, Studienfach und beruflichen Positionen verknüpft. Zudem haben Übergänge auch bestimmte Auswirkungen auf den weiteren Verlauf des Lebens wie z.B. auf den weiteren Erwerbsverlauf (Becker, 2020, S. 71).

2. Interdependenzen zwischen verschiedenen Lebensbereichen

„Verschiedene Lebensbereiche beeinflussen sich wechselseitig.“ Wie in dem Beispiel von Becker angeführt, in dem es um den Übergang in die Arbeitslosigkeit geht, besteht eine gewisse Wechselwirkung zwischen den Vorgeschichten in den unterschiedlichen Lebensbereichen. So wird der Übergang im Bereich *Arbeit* nicht nur von der dazugehörigen Vorgeschichte beeinflusst, sondern z.B. auch von den Erfahrungen und Erlebnissen im Bereich der *Familie*. Dies bedeutet, dass auch schwierige familiäre Verhältnisse den Übergang in das Berufsleben negativ beeinflussen können. Und auch umgekehrt können Schwierigkeiten im Übergang in die Erwerbstätigkeit negative Auswirkungen auf die familiären Beziehungen haben. Becker betont hier auch den Aspekt der psychischen Gesundheit, da diese Wechselseitigkeit in den unterschiedlichen Lebensbereichen auch zu einer Art Teufelskreis führen kann (Becker, 2020, S. 72).

3. Interdependenzen zwischen verschiedenen Ebenen

„Der Lebensverlauf wird von den Beziehungen zu anderen Menschen geprägt.“ Demnach besteht ein großer Zusammenhang zwischen negativen Erfahrungen im Übergang und der psychischen Gesundheit des/der Partner*in bzw. dem sozialen Umfeld, welcher ebenso von einer Wechselwirkung geprägt ist. Am Beispiel von Arbeitslosigkeit macht Becker hier deutlich, dass nicht nur der Übergang in die Arbeitslosigkeit den Lebensverlauf anderer Menschen beeinflusst, sondern eben auch umgekehrt die Beziehungen zu anderen Menschen bei der Art und Weise der Bewältigung dieses Übergangs mitwirken(Becker, 2020, S. 72–73).

„Der Lebensverlauf wird durch gesellschaftliche Institutionen und Rahmenbedingungen sowie historische Zeiten geprägt.“ Hier werden erneut die strukturellen Einflüsse gesellschaftlicher Institutionen thematisiert. Becker spricht von den Auswirkungen der wirtschaftlichen Konjunktur und ökonomischen Krisen auf den Übergang in die Erwerbstätigkeit. Auch dieser Aspekt ist von einer Wechselwirkung durchzogen. Der Umgang der Individuen mit dem Übergang kann

durchaus Konsequenzen für Institutionen, Organisationen, Regionen oder auch die gesamte Gesellschaft haben (Becker, 2020, S. 73–74).

4.3 Die Rolle der Familie im Übergang

Um die Individuen den spezifischen biographischen Bereichen bzw. Abschnitten zuzuweisen, braucht es laut Walther und Stauber sogenannte *Gatekeepers*. Diese Rolle übernehmen im Rahmen der Übergangsforschung die primären Sozialisationsinstanzen, wie z.B. die Familie, oder aber auch Professionelle im Bildungs- und sozialstaatlichen Bereich, wie z.B. Lehrpersonen, Sozialarbeiter*innen, Berufsberater*innen oder Gutachter*innen (Walther & Stauber, 2007, S. 23).

Die Familie spielt in der Übergangsforschung eine besonders bedeutende Rolle, vor allem da sich die Übergänge von der Jugend ins Erwachsensein immer länger gestalten, so Stauber. Junge Erwachsene sind immer mehr auf die Familie als Ressource für vielfältige Unterstützungsleistungen angewiesen (Stauber, 2007, S. 129). Im Rahmen des Übergangs von der Jugend in das Erwachsensein erleben junge Erwachsene laut Stauber eine sogenannte Teilabhängigkeit. Einerseits finden bereits Schritte der Verselbständigung statt, andererseits sind die Individuen während des Übergangs noch von ökonomischer, elterlicher und staatlicher Zuwendung abhängig (Stauber, 2007, S. 131).

Basierend auf dem Projekt *FATE*, einem vergleichenden europäischen Forschungsprojekt, welches die Rolle der Familie im Übergang junger Erwachsener in den Arbeitsmarkt untersuchte, analysierten die Forschenden, darunter Stauber, unterschiedliche Formen von Unterstützung, die die Befragten von ihren Eltern erhielten:

1. Monetäre Unterstützungsleistung

Europaweit herrschen sehr große regionale Unterschiede, wenn es um die finanzielle Unterstützung junger Erwachsener durch ihre Eltern geht. Jedoch spielen Ausbildungsvergütungen, Sozialleistungen und Stipendien bei der finanziellen Lage der Befragten eine Rolle (Stauber, 2007, S. 136).

2. Nicht-monetäre Unterstützungsleistungen

Diejenigen jungen Erwachsenen, die noch zu Hause leben, werden zudem noch mit alltagspraktischen Versorgungs- und Dienstleistungen unterstützt, wie z.B. ein vollgetanktes Auto, welches ihnen am Wochenende zur Verfügung steht (Stauber, 2007, S. 136).

3. Emotionale/Psychische Unterstützung

Als emotionale Unterstützungsmöglichkeit gelten die Eltern, vor allem aber die Mütter, bei einem Großteil der Befragten als zweite oder sogar erste Anlaufstelle (Stauber, 2007, S. 136).

4.4 Normen im Übergang

Nicht nur Biographien im Allgemeinen, sondern auch speziell die Übergänge in der Biographie sind mit bestimmten Normalitätskonstruktionen verbunden.

So gehen Walter und Walther davon aus, dass aktuelle Übergangssysteme in unterschiedlichen Staaten das Ergebnis bestimmter Entwicklungspfade und Konstellationen aus sozio-ökonomischen Strukturen, institutionellen Arrangements und kulturellen Werten und Deutungsmustern sind. Diese kulturellen Anteile werden als Normalitätsannahmen gesehen, welche gewisse Erwartungen und legitime Ansprüche begründen. Die Übergänge junger Erwachsener hängen stark mit diesen biographischen Orientierungen zusammen und bilden somit „…die ideologischen Dimensionen eines Übergangregimes, die die Institutionalisierung von Machtinteressen und Herrschaftsstrukturen legitimieren“ (Walter & Walther, 2007, S. 81). Der Blick auf diese von Walther und Stauber entwickelten Übergangsregimes ermöglicht ein Verständnis für die Aufgabenteilung zwischen Familie, Staat und Markt im Besonderen für die Existenzsicherung der Individuen. Die vier Regimetypen, welche jeweils in mehreren Ländern zu finden sind, beziehen sich auf Cluster ähnlicher wohlfahrtsstaatlicher Konstellationen und deren Gestalt und beschränken sich auf die sogenannten westlichen Industrie- bzw. postindustriellen Gesellschaften (Walther & Stauber, 2007, S. 24). Die unterschiedlichen Typen der Übergangsregimes lassen sich wie folgt skizzieren:

1. Das universalistische Übergangsregime

Hier geht es vor allem um die Systeme in den nordeuropäischen Ländern, welche sich mit der Bezeichnung „Bildung für alle“ beschreiben lassen. Der individuelle Zugang aller volljährigen Bürger*innen zu sozialer Sicherung mit einem allgemeinen Bildungsgeld für die Dauer einer Erstausbildung bzw. eines Studiums sind charakteristisch für diesen Regimetyp. Besonders spannend ist hier die Tatsache, dass Benachteiligung zwar individuell zugeschrieben, jedoch strukturell beantwortet wird. Dies geschieht durch eine Erweiterung der Zugänge für den Übergang und der Unterstützungsangebote währenddessen (Walther & Stauber, 2007, S. 25–26).

2. Der liberale Regimetyp

Hauptsächlich in angelsächsischen Ländern lässt sich dieser Regimetyp finden. Im Vordergrund stehen hier die individuellen Rechte und Verantwortlichkeiten der Marktsubjekte. In diesen Ländern wird Benachteiligung als fehlende Arbeitsbereitschaft verstanden und Aktivierung durch negative Anreize und Sanktionen umgesetzt. Charakteristisch für den liberalen Regimetyp ist eine gewisse Form der Flexibilität. Zum Beispiel lassen sich berufs- und allgemeinbildende Elemente im Rahmen des modularisierten Bildungssystems individuell kombinieren. Auch der Arbeitsmarkt eröffnet vielfältige Zugangsmöglichkeiten, welche aber gleichzeitig gewisse Risiken mit sich bringen (Walther & Stauber, 2007, S. 26).

3. Das erwerbsarbeitszentrierte Übergangsregime

Dieses Regime beinhaltet, dass vor allem in kontinentalen europäischen Ländern ein selektives Schulsystem an ein standardisiertes Berufsbildungssystem gekoppelt ist, welches wiederum als Grundlage für die Normalarbeitsverhältnisse dient. Aus institutioneller Sicht bedeutet Jugend in diesem Zusammenhang, zu sozialen bzw. beruflichen Positionen zugewiesen zu werden. Das Scheitern im Übergang in ein Normalarbeitsverhältnis wird den Individuen selbst zugeschrieben. Wobei laut Walther und Stauber nicht alle berufsvorbereitenden Maßnahmen bewerkstelligen können, die Bildungs- bzw. Sozialisationsdefizite der Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen zu kompensieren. Im Bereich der Sozialversicherung und Sozialhilfe z.B. haben sie keinen, von der Familie unabhängigen Anspruch. Das Übergangsregime, von dem Walther und Stauber hier sprechen, dient aus sozialpädagogischer und sozialpolitscher Perspektive dazu, verschiedene Rahmenbedingungen für die Unterstützung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Übergang zu verdeutlichen (Walther & Stauber, 2007, S. 26–27).

4. Das unterinstitutionalisierte Übergangsregime

Im in südeuropäischen Ländern vorherrschenden Übergangsregime zeichnet sich der Übergangsprozess von Schulabgänger*innen in eine höhere Schule durch eine lange Wartephase, eine hohe Jugendarbeitslosenrate und informelle Arbeit aus. Grund dafür sind vor allem fehlende Berufsbildungsstrukturen und ein stark alters-, regional-, und geschlechtsspezifisch segmentierter Arbeitsmarkt. Folgen hiervon können eine länger andauernde Abhängigkeit von der Familie und höhere Arbeitslosigkeit sein (Walther & Stauber, 2007, S. 27).

Aufgrund des Forschungsinteresses dieser Arbeit, welches sich auf junge Erwachsene im Übergang fokussiert, und aufgrund der in Österreich lebenden Zielgruppe der ausgewählten Interviewpartner*innen, ist das „erwerbsarbeitszentrierte Übergangsregime“ von Walther und Stauber am zutreffendsten.

Normalvorstellungen und Normalitätskonstruktionen im Übergang sind mit einigen Anforderungen an die jungen Erwachsenen verbunden. Walther und Stauber gehen von Teilübergängen mit verschiedenen widersprüchlichen Anforderungen aus, die mit dem Erwachsenwerden einhergehen. Denn wie bereits beschrieben findet der Ablauf einer Normalbiographie nicht linear statt, sondern ist durch Aufgaben gekennzeichnet, die es im Laufe einer Statuspassage bzw. eines Übergangs und dem damit einhergehenden Erwachsenwerden zu bewältigen gilt. Einerseits sind hiermit institutionalisierte Teilübergänge wie der Übergang von der Schule in den Beruf gemeint, oder auch familiäre Übergänge. Andererseits äußern sich Teilübergänge als durchlaufende Anforderungen an junge Erwachsene, welche mit den institutionalisierten Teilübergängen verknüpft sind. Zu diesen Anforderungen zählen unter anderem die geschlechtsbezogene Identitätsarbeit, die Bewältigung von Migration bzw. Interkulturalität u.v.m. Aus der Sicht der Subjekte sind diese Anforderungen nicht zwingend dauerhaft relevant, sie kommen eher in unterschiedlichen Situationen und in der Auseinandersetzung mit anderen Individuen zum Ausdruck (Walther & Stauber, 2007, S. 31–32).

4.5 Individualisierung im Übergang

Die Individualisierung der eigenen Biographie, von welcher bereits im Kapitel 3.4. die Rede war, bezieht sich ebenso auf biographische Übergänge. Stauber et. al sprechen von Bewältigungsanforderungen und -leistungen, die sich stark individualisiert haben. So müssen die jungen Erwachsenen selbst entscheiden, wie es mit ihrem eigenen Leben weitergehen soll. Biographische Unsicherheit und Ungewissheit sind nur ein paar der Folgen dieser Individualisierung, die Stauber et. al hier aufzählen (Stauber et al., 2007, S. 10).

Diese „Individualisierungs-Zumutung“ wird von Stauber auch als „Individualisierungs-Mythos“ bezeichnet, wenn es um die Lebenslagen von jungen Erwachsenen geht. Der Mythos besagt, dass es jungen Erwachsenen möglich sei, die gesamte Kontrolle bzw. Verantwortung über die eigene Übergangsbiographie zu besitzen, wenn man sich nur genügend mit formalen und sozialen Kompetenzen ausstattet. Also wenn man sich als junger Erwachsener nur genügend anstrengt, in Bildung investiert, gut plant usw., dann sollte demnach der Übergang ins Erwachsenenleben ohne Komplikationen gelingen. Ein Mythos ist diese gesellschaftliche Individualisierung laut Stauber deswegen, weil sie die strukturellen, materiellen und sozialen Voraussetzungen für diese Selbststeuerung gänzlich außer Acht lässt (Stauber, 2014, S. 12).

Individualisierung im Übergang gestaltet sich für junge Erwachsene sehr schwierig und beinhaltet unterschiedliche Voraussetzungen. Was liegt aber tatsächlich in den eigenen Händen der

Individuen? Wie äußert sich der Handlungsspielraum im Übergang? Hier stellt sich die Frage nach der Selbstwirksamkeit der jungen Erwachsenen, welche im folgenden Kapitel behandelt wird.

4.6 Selbstwirksamkeit im Übergang

Walther et al. haben in ihren Studien im Zeitraum zwischen 2001 und 2004 junge Erwachsene bezüglich der Arbeitsorientierung, Übergangserfahrungen, Übergangsentscheidungen und -strategien befragt. Die Ergebnisse dieser Studien zeigen deutlich, dass ein eindeutiger Zusammenhang zwischen sozialer Struktur und subjektiver Motivation im Übergang existiert. Die Gefühle der Selbstwirksamkeit werden demnach entweder gestärkt oder geschwächt, da die verschiedenen Übergangspfade unterschiedliche Erfahrungen ermöglichen und demnach wiederum die Zugänge zu subjektiven Interessen eröffnet oder verschlossen werden. Den Übergangsstrategien liegt die Zuschreibung von Gelingen oder Scheitern zugrunde, je nachdem ob die jungen Erwachsenen ihren Erfolg oder Misserfolg der eigenen Macht, den äußeren Verhältnissen wie z.B. schwierigen Lebensumständen oder sogar dem Glück zuschreiben (Walther et al., 2007, S. 113). Als Externalisierung beschreiben Walther et al. die Zuschreibungen bzw. die Kritik an den institutionellen Akteur*innen, welche von den interviewten jungen Erwachsenen geäußert wurde. Jedoch ist sie spannenderweise in diesem Fall häufig verknüpft mit individualisierenden Zuschreibungen (Walther et al., 2007, S. 114).

Das Hervorheben des eigenen Anteils am Scheitern im Übergang, welches in dieser Studie stark erkennbar ist, kann laut Walther et al. ein Versuch sein, das Gefühl von eigener Handlungsfähigkeit beizubehalten bzw. die eigene Entwicklung selbst in der Hand zu haben (Walther et al., 2007, S. 115).

Die Handlungsfähigkeit beizubehalten kann sich auch als Verweigerung und Rückzug äußern, so Walther et al. über die weiteren Ergebnisse ihrer Studie mit jungen Erwachsenen im Übergang. Nach wiederholten Erfahrungen des Scheiterns entscheiden sich die Individuen häufig dafür, sich zurückzuziehen und sehen dies als letzte Möglichkeit, sich als handlungsfähig zu erleben bzw. eine eigene Entscheidung zu treffen und die eigene Identität zu bewahren (Walther et al., 2007, S. 116).

Übergänge junger Erwachsener sind von einem bestimmten Verhältnis zwischen Struktur und Handeln bestimmt. Walther et al. haben in ihrer Studie mit jungen Erwachsenen herausgefunden, dass es sehr wohl wirkungsmächtige Strukturen gibt, die die Handlungsspielräume der Individuen erheblich einengen können. Sie beschreiben das Verhältnis von Motivation und

Übergangserfahrungen, Motivation und Unterstützung, und Motivation und sozialer Integration als dialektisch und keinesfalls einseitig. Wie erfolgreich sich Individuen im Erreichen ihrer Ziele erleben, hängt mit den Erfahrungen, die sie in ihren Handlungen im Übergang machen, zusammen.Intrinsische Motivation erhöht jedoch die Wahrscheinlichkeit, positive Übergangserfahrungen zu machen. Dies hängt damit zusammen, dass die Strategien dann eher an den eigenen Interessen und Bedürfnissen orientiert sind. Allerdings gibt es einige junge Erwachsene, die auf die Unterstützung von außen angewiesen sind, wenn ihre eigene Motivation abhandengekommen bzw. beschädigt worden ist. Der Fokus dieser Unterstützung liegt vor allem in der Stärkung der Ressourcen, Kompetenzen und dem Gefühl von Selbstwirksamkeit. Einerseits gibt es bei den Individuen demnach das Bedürfnis bzw. Interesse ein Handlungsziel zu erreichen und andererseits gibt es die Selbstwirksamkeitsüberzeugung, dieses Ziel durch eigenes Handeln erreichen zu können. Diese zwei Faktoren subjektiver Motivation können aber nur zum Teil individuell zugeschrieben werden, da sie durchaus strukturell bedingt werden. Motivation zum Handeln wird hier als Grundvoraussetzung sozialer Integration beschrieben. Zudem kann die Motivation der Individuen auch anzeigen, ob diese überhaupt Zugang zu den Mitteln, Ressourcen und Kompetenzen haben, um die eigenen Ziele überhaupt erreichen zu können. Subjektive Motivation fungiert demnach als Indikator sozialer Integration, der aufzeigt, dass sich Individuen nicht von äußeren Handlungsvorgaben und -normen beeinflussen lassen. Hier geht es also um bestimmte Voraussetzungen, die subjektive Motivation überhaupt erst ermöglichen. Fehlende Motivation als Ursache für Benachteiligung im Übergang junger Erwachsener ist also nicht nur den Individuen selbst zuzuschreiben (Walther et al., 2007, S. 126–127).

Zusammenfassend kann man sagen, dass demzufolge mehrere Faktoren existieren, welche im Laufe des Übergangs junger Erwachsener eine Rolle spielen. Die Bewältigung eines solchen Übergangs ist nicht nur den Individuen allein zuzuschreiben, sondern auf unterschiedlichste soziale Strukturen, fehlende Unterstützungsmaßnahmen, Normalitätskonstruktionen und die damit einhergehenden Erwartungen, Institutionen als Symbole eigener Gestaltungsprozesse, soziale Ungleichheit, familiäre Verhältnisse und verschiedene Formen von (nicht-vorhandenen) Ressourcen zurückzuführen.

Inwiefern die eigenen Ressourcen und soziale Ungleichheiten einen Einfluss auf junge Erwachsene im Übergang haben und somit für das weitere Forschungsinteresse dieser Arbeit von Bedeutung sein können, wird im folgenden Kapitel näher behandelt.

5 Ungleichheitsforschung

Care Leaver scheinen im Vergleich zu anderen jungen Menschen in vielen Fällen benachteiligt zu sein. So verweist Thomas auf ein geringeres Ausmaß an sozialen und materiellen Ressourcen, wodurch die Lebensführung dieser jungen Erwachsenen mit höheren Anforderungen verbunden ist (Thomas, 2013, S. 43). Da der Übergang in den Erwachsenenstatus sich nicht nur durch Ungewissheit und Unsicherheit auszeichnet, sondern auch im Kontext von Ungleichheitsverhältnissen stattfindet (Rein, 2020a, S. 64), erweist sich der theoretische Zugang zu Ungleichheitsanalysen im Kontext der Leaving Care- Thematik als wesentlicher Aspekt.

Einleitend steht vor dem Hintergrund unterschiedlicher Blickwinkel die Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit im Fokus, welches gleichzeitig ein Fundament für das weitere Verständnis bildet.

Da sich Care Leaver häufig in einer benachteiligten Lebenslage befinden, setzt sich das nachfolgende Kapitel mit den sozialen Lagen genauer auseinander. Als ergänzendes Konzept der Ungleichheitsforschung wird der Begriff des sozialen Milieus herangezogen. Gemeinsam mit dem Lagenkonzept bildet das Konzept sozialer Milieus eine adäquate Grundlage, um den Stellenwert von Vor- und Nachteilen im Leben der Gesellschaftsmitglieder und die damit verbundenen Verhaltenschancen genauer analysieren zu können(Hradil, 2009, S. 310). Den Abschluss bildet der theoretische Zugang zur Intersektionalität nach Crenshaw, durch den die Wechselbeziehungen sozialer Ungleichheiten in den Blick genommen werden können.

5.1 Definitionen sozialer Ungleichheit

Hradil erläutert zwei Formen der Verteilung wertvoller Güter und verweist dabei auf unterschiedliche Möglichkeiten soziale Ungleichheit zu strukturieren. Er unterscheidet zwischen absoluter und relativer Ungleichheit. Während sich die absolute Ungleichheit auf die ungleiche Verteilung wertvoller Güter (z.B. Geld oder Qualifikationen) bezieht, wird die relative immer im Zusammenhang mit einem bestimmten Verteilungskriterium (z.B. Alter, Herkunft oder Leistung) betrachtet. Bei der absoluten Ungleichheit erhält also ein Gesellschaftsmitglied mehr als ein anderes. Im Unterschied zur absoluten, wird von relativer Ungleichheit dann gesprochen, wenn sich bspw. der Verdienst von Mitarbeitenden mit einem höheren Qualifikationsniveau nicht von dem eines schlechter qualifizierten Angestellten unterscheidet. Demnach kann soziale Ungleichheit einerseits als ungleiche Verteilung von wertvollen Gütern bezogen auf alle be-

troffenen Gesellschaftsmitglieder gedacht werden. Dieses Verständnis beschreibt bspw. die Ungleichheit des Arbeitseinkommens unter allen Arbeitnehmer*innen. Andererseits werden darunter die ungleichen Bedingungen bestimmter Gruppen untereinander innerhalb dieser Ungleichverteilung verstanden, d.h. dass sich etwa die Einkommen von Frauen, von denen der Männer unterscheiden. Letztere Ungleichverteilungen führen in vielen Fällen zur Unzufriedenheit unter den Betroffenen und stehen häufig im Zentrum gesellschaftlicher und politischer Debatten. So werden Ungleichheiten besonders von Individuen, die einer bestimmten Gruppe angehören (z.B. Frauen/Männer oder In- und Ausländer) deren Zugehörigkeit nicht beeinflussbar ist, als ungerecht erlebt, wodurch immer wieder soziale Konflikte ausgelöst werden (Hradil & Schiener, 2001, S. 27–30).

Hradil wirft die Frage nach der Unterscheidung sozialer Ungleichheit von anderen Ungleichheiten auf. Diesbezüglich erklärt er, dass mit sozialer Ungleichheit die ungleiche Verteilung wertvoller Güter auf regelmäßige Weise, also absolut, einhergeht. So zählen nur jene ungleiche Erscheinungsformen zu sozialer Ungleichheit, welche „in gesellschaftlich strukturierter, vergleichsweise beständiger und verallgemeinerbarer Form zur Verteilung kommen“ (Hradil & Schiener, 2001, S. 27–29).

Reinhard Kreckel vertritt den Standpunkt, dass soziale Ungleichheit und rein physische Merkmale eines Menschen isoliert voneinander betrachtet werden müssen. Demnach werde soziale Ungleichheit aus sozialwissenschaftlicher Perspektive nicht einfach durch die biologische Grundausstattung eines Menschen definiert. In erster Linie, so beschreibt Kreckel wird Ungleichheit immer durch begünstigende bzw. benachteiligende Haltungen der Gesellschaft erklärt(Kreckel, 2004, S. 15).

Um den Begriff der sozialen Ungleichheit zu konkretisieren, stellt Hradil einen Zusammenhang zwischen Lebensbedingungen und Lebenszielen her. Hradils Auffassung nach impliziert der Begriff soziale Ungleichheit Lebens- und Handlungsbedingungen, durch welche sich die Realisierung von allgemein anerkannten Lebenszielen manchen Mitgliedern der Gesellschaft als einfacher, anderen wiederum als herausfordernder erweist. Ihm zufolge beinhaltet soziale Ungleichheit schließlich eine „gesellschaftlich bedingte, strukturell verankerte Ungleichheit der Lebens- und Handlungsbedingungen von Menschen, die ihnen in unterschiedlichem Ausmaß erlauben, in der Gesellschaft allgemein anerkannte Lebensziele zu verwirklichen“ (Huinink & Schröder, 2019, S. 101).

Die Befriedigung der Lebensziele stellt also einen wesentlichen Punkt dar, um die Frage nach der sozialen Ungleichheit klären zu können. Doch was ist unter dem Begriff Lebensziele zu verstehen und welche Lebensziele können als allgemein erstrebenswert angesehen werden?

Hradil definiert Lebensziele als „Zielvorstellungen im Hinblick auf die Qualität des Lebens […], die sich im Prozeß der politischen Willensbildung relativ durchgesetzt haben und in Form von offiziellen oder quasi-offiziellen Verlautbarungen greifbar sind (Hradil, 2009, S. 285). Wohlstand, eine gute gesundheitliche Verfassung oder soziale Sicherheit zählen dabei zu allgemein wünschenswerten Lebensbedingungen, welche etwa durch finanzielle Ressourcen ermöglicht werden und dadurch den Handlungsspielraum von Individuen erweitern können (Hradil & Schiener, 2001, S. 27–29).

Solga, Powell und Berger haben einen weiteren Vorschlag soziale Ungleichheit zu definieren. Diese herrsche dann vor, sobald Individuen als Angehörige sozialer Kategorien bzw. Gruppen über einen ungleich verteilten Zugang zu sozialen Positionen verfügen und damit begünstigende oder benachteiligende Handlungs- und Lebensbedingungen einhergehen. Kurzum sprechen Solga et. al von sozialer Ungleichheit dann, wenn „überindividuelle Ungleichheiten in der Verteilung von Handlungsressourcen sozialer Gruppen [auftreten], die durch das Verhalten und Denken des Einzelnen nicht kurzfristig beeinflusst werden können (Solga et al., 2009, S.14–15).

Wie oben bereits kurz erwähnt, führt Kreckel an, dass soziale Unterschiede nicht gleich soziale Ungleichheit bedeuten. Er verweist etwa auf kulturelle, religiöse, politische oder arbeitsteilige Unterschiede, welche zwar gesellschaftlich relevante Differenzierungen aufweisen, jedoch nicht zwingend zu Diskriminierung bzw. Bevorrechtigungen führen. Wohingegen in einer Gesellschaft verschiedene Berufe dieselbe Geltung haben und gleichberechtigt sind, kann dies in anderen Gesellschaften wiederum zu Benachteiligungen führen. Kreckel erwähnt das Beispiel der Handwerksberufe, welche ohne hierarchische Ordnungen gleichgestellt nebeneinander bestehen, während etwa die Beziehung zwischen Lehrer*in und Schüler*in oder das Arbeitsverhältnis zwischen Rechtsanwält*in und dessen/deren Sekretär*in auf einer Hierarchieebene basiert[1]. Insofern vertritt Kreckel den Standpunkt, dass dann von sozialer Ungleichheit gesprochen werden kann, sobald gewisse soziale Differenzierungen mit benachteiligenden oder begünstigenden Faktoren korrelieren. Diese Benachteiligungen bzw. Begünstigungen können sich

[1]An dieser Stelleist darauf hinzuweisen,dass in vielen Unternehmen noch starre Hierarchiestrukturen vorherrschen, die von Hierarchiebeziehungen zwischen den einzelnen Positionen geprägt sind.

auf einzelne Mitglieder von Schichten oder Klassen, marginalisierte Gruppen oder gar ganze Staatsgesellschaften auswirken. Kreckel unterstreicht in diesem Zusammenhang, dass soziale Ungleichheit nicht mehr lediglich aus dem Blickwinkel traditioneller Konzepte wie bspw. die der Klassen- oder Schichtungsungleichheit, also vertikaler Ungleichheit, betrachtet werden sollte. Nicht-vertikale Ungleichheiten haben mehr und mehr an Bedeutung gewonnen, wohl auch deshalb, weil dadurch auf politisch und gesellschaftlich relevante Themen hingewiesen wird. Dazu zählt Kreckel sowohl Menschen, welche sich durch diverse Persönlichkeitseigenschaften von der Grundgesamtheit unterscheiden oder solche mit kulturellen oder herkunftsspezifischen Unterschieden. Zusätzlich weist er auf ungleiche Strukturen hin, die durch Marginalisierung, Macht und Wohlstand entstehen. Kreckel unterstreicht die Notwendigkeit, dass „alte und neue, nationale und internationale, vertikale und nicht-vertikale Ungleichheiten alle ein gemeinsames begriffliches und damit theoretisches Dach benötigen“, um „den in der herkömmlichen Klassen- und Schichtungsforschung verbreiteten Blickverengungen entgegenzuwirken“ (Kreckel, 2004, S. 16–18).

Wie sich im Anschluss zeigen wird, unternehmen Lagen- und Milieukonzepte den Versuch einer eingeschränkten Perspektivübernahme, die sich in den meisten Ungleichheitskonzepten in Form einer Berufszentriertheit zeigt, gegenzusteuern und sowohl vertikale als auch horizontale Merkmale zu berücksichtigen. Im Kontext der vorliegenden Arbeit erscheint die Bezugnahme zu dieser Ungleichheitstheorie auch deshalb plausibel, da die Versorgung von Care Leavern bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres von wohlfahrtsstaatlichen Instanzen abhängt und Konzeptionen wie die der sozialen Lage oder des sozialen Milieus darüber hinaus noch weitere Lebensbedingungen miteinbeziehen. So werden anschließend die zentralen Charakteristika dieser theoretischen Konzeptionen angeführt.

5.2 Soziale Lagen

Ungleichheitskonzepte, welche sich mit dem Schichtbegriff auseinandersetzen, analysieren größtenteils die vertikalen Dimensionen sozialer Ungleichheit und schreiben der beruflichen Stellung eine hohe Relevanz zu. Der vertikale Aspekt findet sich dabei auch in den Klassenkonzepten wieder, welche die Gesellschaftsmitglieder, ähnlich wie bei Schichtkonzepten, nach ihrer ökonomischen oder beruflichen Stellung ordnen (Hradil, 1987, S. 7). Aufgrund der Fokussierung klassischer Ungleichheitstheorien an der beruflichen Tätigkeit von Gesellschaftsmitgliedern stehen diese in vielen Fällen unter der Kritik einer isolierten Betrachtung sozialer Ungleichheit (Burzan, 2011, S. 139).

Anders als bei Klassen- oder Schichttheorien verfolgt das Konzept sozialer Lagen die Intention, Ungleichheit aus einer differenzierteren Perspektive zu betrachten (Burzan, 2011, S. 139), wodurch laut Hradil Gesellschaftsmitglieder in Bezug auf ihre Lebensbedingungen umfassender analysiert werden können (Hradil, 1987, S. 11). Burzan zufolge ergibt sich eine differenziertere Betrachtungsweise dadurch, dass der Fokus auch auf jene Ungleichheiten gerichtet wird, die über die Berufszentriertheit, welche den Klassen- und Schichttheorien vorgeworfen wird, hinausgeht. So werden beim Lagenmodell nicht nur ökonomische Bedingungen, sondern auch soziale oder wohlfahrtsstaatliche Faktoren berücksichtigt (Burzan, 2011,S. 139).

Bedürfnisse		Dimensionen ungleicher Lebensbedingungen
Wohlstand	*"ökonomische"*	Geld
Erfolg		Formale Bildung
Macht		Berufsprestige
		Formale Machtstellung
Sicherheit	*"wohlfahrtsstaatliche"*	Arbeitslosigkeit- Armutsrisiken
Entlastung		Soziale Absicherung
Gesundheit		Arbeitsbedingungen
Partizipation		Freizeitbedingungen
		Wohn(umwelt)bedingunge
		Demokratische Institutionen
Integration	*"soziale"*	Soziale Beziehungen
Selbstverwirklichung		Soziale Rollen
Emanzipation		Privilegien/Diskriminierungen

Abbildung 1: Dimensionen sozialer Ungleichheit (Solga et al., 2009, S. 290)

Weiters fügt Burzan zu den charakteristischen Merkmalen eines Lagenmodells hinzu, dass dieses nicht durch eine additive Aneinanderreihung, sondern durch das Zusammenwirken verschiedener Bedingungen charakterisiert sei. Diesbezüglich erwähnt Hradil die Relevanz von Merkmalen und erklärt, dass je nach Lebenslage eines Individuums unterschiedliche Ressourcen dominant oder weniger dominant sein können. In einer Situation könnten also die finanziellen Ressourcen von Bedeutung sein, wohingegen in einer anderen Lebenslage die formale Bildung und der Erwerb von Kompetenzen eine wichtige Rolle spielen können (Burzan, 2011,S. 139).

Nachdem sich bereits Klassiker der Soziologie wie etwa Max Weber oder Friedrich Engels mit sozialen Lagen beschäftigten, hat auch Hradil in seinem Werk „Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft“ den Begriff wieder aufgenommen und neu definiert. Er versteht

darunter „typische Kontexte von Handlungsbedingungen, die vergleichsweise gute oder schlechte Chancen zur Befriedigung allgemein anerkannter Bedürfnisse gewähren“ (Hradil, 1987, S. 153) bzw. „die Gesamtheit ungleicher Lebensbedingungen eines Menschen, die durch das Zusammenwirken von Vor- und Nachteilen in unterschiedlichen Dimensionen sozialer Ungleichheit zustande kommen“ (Hradil & Schiener, 2001, S. 44). Huinink und Schröder verstehen darunter die Gesamtheit der Dimensionen und Determinanten, durch welche die ungleichen Lebens- und Handlungsbedingungen von Individuen sichtbar gemacht werden. So kann die Lebenslage eines Individuums z.B. durch geringe finanzielle Ressourcen, viel Freizeit, eine kostengünstige aber dennoch gut gelegene Wohnung, Partizipation am gesellschaftlichen Leben, schlechte Verhältnisse am Arbeitsplatz und einer unzureichenden Ausbildung gekennzeichnet sein (Burzan, 2011, S. 139). Diese widersprüchlichen Statuspositionen bzw. die gleichzeitige Präsenz begünstigender und benachteiligender Faktoren innerhalb verschiedener Dimensionen werden auch als Statusinkonsistenzen bezeichnet (Huinink & Schröder, 2019, S. 113), deren Berücksichtigung durch die Mehrdimensionalität von Lagenmodellen gewährleistet wird (Burzan, 2011, S. 139).

Demgegenüber steht wiederum eine hierarchisch geordnete Schichtungssoziologie, die auf einer prinzipiellen Statuskonsistenz beruht (Hradil, 2009, S. 291). Von Statuskonsistenz ist laut Huinink und Schröder dann die Rede, wenn bspw. ein hohes Einkommen mit guten Qualifikationsnachweisen und angenehmen Arbeitsbedingungen einhergeht und dieses wiederum zu einem hohen Maß an Prestige führt (Huinink & Schröder, 2019, S. 112).

Während die theoretische Fundierung des Lagenkonzepts auf der Analyse der objektiven Handlungsbedingungen aufbaut, berücksichtigt das Milieukonzept zudem die subjektiven Faktoren. Inwiefern sich also Bevor- und Benachteiligungen auf einzelne Gesellschaftsmitglieder auswirken, und welche Chancen und Möglichkeitendamit einhergehen, lässt sich erst im Kontext sozialer Milieus begreifen(Hradil, 1987, S. 168–170).

5.3 Soziale Milieus

Bezugnehmend auf das Konzept sozialer Lagen wirft Hradil die kritische Frage auf, ob alle Individuen in einer bestimmten Lebenslage von den gleichen objektiven Auswirkungen, die aus verschiedenen Lebensbedingungen hervorgehen, betroffen seien. Als zweiter Kritikpunkt wird dem Konzept vorgeworfen, dass es die Subjektivität der einzelnen Gesellschaftsmitglieder nicht berücksichtige. Hradil verweist in diesem Zusammenhang auf das Berufsprestige. So können

laut Hradil die Lebensziele von Kolleg*innen durchaus unterschiedlich sein, wodurch das gleiche Ausmaß von Berufsprestige für Einzelne etwas ganz anderes bedeuten kann. Für ambitionierte Mitarbeiter*innen, die eine erfolgreiche berufliche Laufbahn anstreben, mag Prestige einen anderen Stellenwert haben als für Kolleg*innen, die weniger ehrgeizig sind und denen die Freizeit wichtiger ist als die Arbeit. Demnach stellt Hradil fest, dass es „mit Sicherheit auch eine Frage von Interpretationen und Situationsdefinitionen, von Einstellungen, Absichten und wertgebundenen Bedürfnisprioritäten [ist]“, wie etwa Arbeits- oder Freizeitbedingungen oder soziale Sicherung erlebt werden. Auch inwiefern eine Person Ressourcen wie z.B. finanzielle Mittel oder Macht dafür ausnutzt, um andere Menschen zu beeinflussen, hängt u.a. von subjektiven Faktoren ab. Letztere haben gerade in fortgeschrittenen Gesellschaften an Relevanz gewonnen, zumal die Bildungsexpansion, die Ressourcenwahrnehmung oder zunehmende existentielle Absicherungsmöglichkeiten einen immer größer werdenden Einfluss auf die Gestaltung des eigenen Lebens nehmen. Hinzu kommt, dass sich individuelle Lebensbedingungen durch den sozialen Wandel und die individuelle Mobilität schneller verändern. Vor diesem Hintergrund stehen Modelle sozialer Ungleichheit vor der Herausforderung, nicht nur die objektiven Aspekte zu beachten, sondern auch die individuellen Gegebenheiten einzelner Gesellschaftsmitglieder anzuerkennen und somit die Subjektivität in den Blick zu nehmen (Hradil, 2009, S. 302–303).

Während sich das bereits beschriebene Lagenkonzept auf die objektiven Handlungsbedingungen beschränkt, integriert die Konzeption sozialer Milieus sowohl objektive als auch subjektive Motive und Lebensziele (Hradil, 2009, S. 305). Zudem erscheint der Milieubegriff als geeignetes Konzept, das den Fokus auf die Pluralisierung bzw. Inkonsistenz von Lebensstilen als Folge differenzierterer Lebensbedingungen legt (Hradil, 2009, S. 306). Versucht man sich nun ein konkretes Bild sozialer Milieus vor Augen zu führen, kann man laut Hradil davon ausgehen, dass die Gruppen nach Gesellschaftsmitgliedern kategorisiert werden. Diejenigen, die ähnliche Einstellungen und Werte vertreten sowie entsprechende Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster aufweisen, gehören demselben sozialen Milieu an und unterscheiden sich somit von anderen Milieus (Bolte & Hradil, 1988, S. 426). Bei Familien, Dorfgemeinschaften und überall dort, wo Menschen in einem sehr engen, persönlichen Kontakt zueinanderstehen, spricht man von Mikromilieus. Anders verhält es sich bei Makromilieus, in denen die Individuen nicht zwingend in direktem Kontakt zueinanderstehen. Demnach gehören diesem Milieu Menschen unterschiedlicher Kontaktkreise mit ähnlichem Lebensstil an. Dabei kann sich die Zugehörigkeit etwa durch religiöse Orientierungen, politische Einstellungen, berufliche Tätigkeiten oder Hobbys bzw. Freizeitaktivitäten ergeben (Bolte & Hradil, 1988, S. 307–308).

Um die Vorteile des Milieukonzepts darzulegen, kann resümierend festgehalten werden, dass das Modell die Auseinandersetzung mit den Auswirkungen unterschiedlicher Lebensbedingungen ermöglicht und auf mehr Lebensnähe in der Beschreibung gesamtgesellschaftlicher sowie individueller Strukturen zielt. „Zusammen mit dem Lagenkonzept verschafft es uns die Informationen, die uns ermessen lassen, welchen Stellenwert bestimmte soziale Vor- und Nachteile im Leben der Betroffenen haben werden, welche Verhaltenschancen sie eröffnen und wie sich Betroffene mit den vorteilhaften oder nachteiligen Bedingungen ihres Lebens und ihren Mitmenschen auseinandersetzen werden“ (Bolte & Hradil, 1988, S. 310).

Soziale Milieus, wie auch soziale Ungleichheiten sowie Macht- und Herrschaftsverhältnisse können nicht isoliert voneinander gedacht, sondern müssen im Kontext ihrer Überschneidungen untersucht werden(Walgenbach, 2017, S. 55). Welche Rolle dabei die Intersektionalitätsforschung einnimmt, wird im Folgenden vor dem Hintergrund Kimberlé Crenshaws Verständnis herausgearbeitet.

6 Intersektionalität

Während im englischsprachigen Raum erstmals die Juristin Kimberlé Crenshaw von Intersektionalität sprach, war es in Deutschland Helma Lutz, die den Begriff in erziehungswissenschaftliche Diskurse einführte. Für die Erziehungswissenschaft spielen sowohl antidiskriminierungsrechtliche Aspekte als auch sozialwissenschaftliche Analysen von Intersektionalität in Bezug auf Ungleichheits-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse eine wichtige Rolle. Walgenbach, die erziehungswissenschaftliche Debatten zu Intersektionalität rekonstruiert, stellt folgende Definition von Intersektionalität vor:

„Unter Intersektionalität wird verstanden, dass historisch gewordene Macht- und Herrschaftsverhältnisse, Subjektivierungsprozesse sowie soziale Ungleichheiten wie Geschlecht, Sexualität/Heteronormativität, Race/Ethnizität/Nation, Behinderung oder soziales Milieu nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden können, sondern in ihren „Verwobenheiten“ oder „Überkreuzungen“ (intersections) analysiert werden müssen“ (Walgenbach, 2017, S. 55).

Durch die Untersuchung der Wechselwirkungen zwischen den sozialen Kategorien bzw. sozialen Ungleichheiten soll laut Walgenbach eine additive Aneinanderreihung von Benachteiligungen verhindert werden. Wenn es um die Analyse von Wechselwirkungen geht, gibt es neben der Intersektionalität durchaus Theorien, die sich ebenso damit befassen. Trotzdem betont Walgenbach, dass Ansätze wie etwa *DoingDifference* (Fenstermaker/West) oder *Dreifache Vergesellschaftung* (Lenz) nicht als gleichrangig gelten. So wird dem Diskursfeld Intersektionalität durch die Offenheit gegenüber unterschiedlichen Theorien, Methodologien und Methoden in theoretischen und praktischen Belangen eine wesentlich höhere Relevanz zugeschrieben. Dennoch konstatiert Walgenbach, dass Intersektionalität durch den Forschungsfokus auf soziale Ungleichheiten bzw. Macht-, Herrschafts- Normierungsverhältnisse sowie Subjektivierungsprozesse enger gefasst wird als etwa Heterogenität oder Diversity, die als deutungsoffenere Diskursfelder bezeichnet werden (Walgenbach, 2017, S. 54–55).

Das folgende Kapitel stellt nun Crenshaws Verständnis von Intersektionalität vor, die das Konzept prägte.

6.1 Intersectionality (Crenshaw)

Nachdem Crenshaw im Rahmen juristischer Fallanalysen darauf aufmerksam wurde, dass amerikanische Antidiskriminierungsgesetze dasZusammenwirken unterschiedlicher Diskriminierungsformen nicht berücksichtigen, entwickelte sie den Begriff Intersectionality. Als Rechtswissenschaftlerin war es ihr ein Anliegen, auf Erfahrungen von Kläger*innen hinzuweisen, die darauf basieren, dass sich unterschiedliche Diskriminierungen überschneiden bzw. dass sie von unterschiedlichen Diskriminierungen gleichzeitig betroffen sein können. Die Metapher, die mit dem Begriff Intersektionalität verbunden ist, ist jene der Straßenkreuzung, durch welche die Überschneidung unterschiedlicher Diskriminierungskategorien veranschaulicht wird. So kann ein Unfall an einer Kreuzung aus vier unterschiedlichen Richtungen, in manchen Fällen sogar aus allen Richtungen gleichzeitig verursacht werden. Als Beispiel erwähnt Crenshaw eine Schwarze Frau, die etwa aufgrund ihres Geschlechts oder ihrer Herkunft benachteiligt werden kann. Hinzu kommt, dass die Diskriminierung häufig auch auf sowohl sexistischer als auch rassistischer Ebene erfolgt. Genau dieses erhöhte Risiko, von dem Personen, die an der Kreuzung stehen, betroffen sein können, würden Antidiskriminierungsgesetze laut Crenshaw außer Acht lassen. In diesem Zusammenhang spricht die Rechtswissenschaftlerin auch vom Gleichheits-Differenz-Paradox bzw. vom single-issue-framework, das besagt, dass Diskriminierungserfahrungen Schwarzer Frauen entweder gleich oder different zu den Erfahrungen weißer Frauen oder Schwarzer Männer verlaufen können und dass im Regelfall nicht von eindimensionalen Diskriminierungen auszugehen ist. Vielmehr handelt es sich bei Crenshaws Begriff Intersectionality um „multiple Diskriminierungserfahrungen (Mehrfachdiskriminierungen) von Gruppen bzw. Subjekten, die sich auf dem Schnittpunkt der Straßenkreuzung befinden“ (Walgenbach, 2017, S. 61–64).

Wie bereits kurz erwähnt bezieht sich Intersectionality u.a. auf soziale Ungleichheiten bzw. die Überschneidung von Macht- und Herrschaftsverhältnisse, welche das Themengebiet des nächsten Kapitels darstellen.

6.2 Macht- und Herrschaftsverhältnisse

In Kapitel 5.1 wurde bereits erwähnt, dass es sich bei sozialer Ungleichheit um eine ungleiche Verteilung von Gütern, wie etwa Reichtum oder Wissen handelt. Die individuellen Lebenschancen werden somit vom Zugang zu Ressourcen bzw. zu sozialen Positionen bestimmt. Inwiefern ein Individuum die Chance hat, einen höheren Bildungsweg einzuschlagen oder einen Zugang zu besser bezahlten Berufsfeldern erhält, hängt daher mit den Lebenschancen zusammen (Walgenbach, 2017, S. 64). So versteht Kreckel unter sozialer Ungleichheit, dass „die

Möglichkeiten des Zuganges zu allgemein verfügbaren und erstrebenswerten sozialen Gütern und/oder zu sozialen Positionen, die mit ungleichen Macht- und/oder Interaktionsmöglichkeiten ausgestattet sind, dauerhafte Einschränkungen erfahren und dadurch die Lebenschancen der betroffenen Individuen, Gruppen oder Gesellschaftsmitglieder beeinträchtigt bzw. begünstigt werden“(Kreckel, 2004, S. 17). Neben der Verteilungsungleichheit stellt Kreckel zudem fest, dass sich soziale Ungleichheit durch die Asymmetrie zwischenmenschlicher Beziehungen äußert und in Form von direkten Abhängigkeits- und Herrschaftsbeziehungen auftreten kann(Kreckel, 2004, S. 17).

Macht- und Herrschaftsverhältnisse spielen aber nicht nur im Kontext sozialer Ungleichheit, sondern auch im Rahmen der Intersektionalitätsforschung eine wesentliche Rolle. Leiprecht und Lutz gehen sogar so weit zu behaupten, dass der Fokus auf Macht- und Herrschaftsstrukturen die Mindeststandards intersektionaler Theoriebildung darstellen. Bezugnehmend auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse geht es nicht nur um Lebenschancen, die den Bildungsweg, den Erwerb von Qualifikationen oder die Erwerbstätigkeit betreffen. Es geht vielmehr darum, dass etwa Sexismus/Klassismus oder Rassismus soziale Machtstrukturen in der Gesellschaft darstellen und auf unterschiedlichen Ebenen sichtbar werden (Walgenbach, 2017, S. 66). Da laut Walgenbach bestimmte Kategorien sowohl Einfluss auf die Gesellschaft als auch auf individuelle Lebenschancen nehmen, sei die strukturelle Dominanz genauer zu analysieren. Dabei beschreibt Dominanz Walgenbachs Auffassung nach „ein relativ stabiles, hierarchisch strukturiertes Machtgefüge, das mehr als das Machtverhältnis zwischen zwei Individuen umfasst“. Strukturelle Dominanz meint daher die (Re-) Produktion einer interdependenten Kategorie auf unterschiedlichen Ebenen (Walgenbach, 2012, S. 56–57):

- Soziale Strukturen (z.B. Produktionsweisen, internationale und geschlechtliche Arbeitsteilungen, staatliche Regulationen)
- Institutionen (z.B. Schule, Familie, Militär, Kirchen)
- Symbolische Ordnungssysteme (z.B. Repräsentationen, Normen, Diskurse, Wissensarchive, Anerkennungspraktiken, symbolische Gewalt)
- Soziale Praktiken (z.B. Interaktionen, Performanz, Distinktion, körperliche Gewalt)
- Subjektformationen (z.B. Identitätsbildung, Subjektivierungsprozesse, Subjektpositionen, sozialpsychologische Prozesse) (Walgenbach, 2017, S. 66).

Walgenbach verweist auf einige Beispiele für gesellschaftliche Repräsentationsregime. Ob Lehrkräfte in ihrem Unterricht eine geschlechtergerechte Sprache oder ob sie vorwiegend

männliche Sprachformen verwenden, hat laut Walgenbach einen erheblichen Einfluss auf die (Re-) Produktion von Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Auch stellen sich weitere Fragen wie etwa: Inwiefern bringen Medien wie Lehrbücher, Serien oder Fernsehsendungen die Vielfalt und Diversität der Gesellschaft zum Ausdruck? Vermitteln Schulbücher auch Bildungsinhalte zu den Themen Migration, Homosexualität oder Behinderung oder stellen sie lediglich Klischees und Stereotype dar(Walgenbach, 2017, S. 67)?

Macht- und Herrschaftsstrukturen finden sich auch im Rahmen symbolischer und körperlicher Gewalt wieder. Dabei muss es sich nicht unbedingt um gewalttätige Übergriffe handeln, die Gefühle wie Angst hervorrufen können. Angst führt vielmehr dazu, dass Frauen, Homosexuelle, Behinderte oder Menschen mit Migrationshintergrund öffentliche Räume ohne entsprechende Vorsichtsmaßnahmen meiden. Weiters erwähnt Walgenbach im Kontext von Macht- und Herrschaftsverhältnissen Bourdieus Kapitaltheorie, die besagt, dass sich der Zugang zu höheren Bildungseinrichtungen für Studierende mit einem geringeren ökonomischen, kulturellen oder sozialen Kapital als komplexer und herausfordernder erweist. Ein wichtiger Aspekt, der dennoch herausgestrichen werden muss, ist, dass die intersektionale Analyse des Verhältnisses von Macht und Herrschaft nicht isoliert, sondern wechselseitig erfolgt (Walgenbach, 2017, S. 67).

Das Forschungsfeld von Intersektionalität konnte bereits umrissen werden. So liegt der primäre Fokus auf sozialen Ungleichheiten sowie Herrschafts- und Machtverhältnissen. Unklar bleibt jedoch die Auswahl bzw. Gewichtung sozialer Kategorien.

Dabei stellt sich die Frage, ob die Kategorien Kultur und sexuelle Orientierung, neben den Kategorien Geschlecht, Klasse, Hautfarbe oder Ethnie auch in den Geltungsbereich des Paradigmas Intersektionalität miteingeschlossen werden sollen. Welche Kategorien werden also als relevant angesehen und welche werden im Bereich Bildung und Erziehung nur marginal behandelt oder gar ausgeblendet (Walgenbach, 2017, S. 68)? Ein Beispiel, das in der Erziehungswissenschaft häufig herangezogen wird und mehrere soziale Kategorien berücksichtigt, soll nun im folgenden Kapitel näher beschrieben werden.

6.3 Bipolare Differenzlinien nach Helma Lutz und Norbert Wenning

Wie zuvor erwähnt, steht die Erziehungswissenschaft vor der Herausforderung der Auswahl und Gewichtung sozialer Kategorien. Eine berechtigte Frage istdemnach,wie viele Kategorien herangezogen werden müssen, damit von einer intersektionalen Analyse gesprochen werden kann. Eine Möglichkeit stellt die Darstellung der 13 bipolaren hierarchischen Differenzlinien von Helma Lutz und Norbert Wenning dar, die in der Erziehungswissenschaft häufig Verwendung findet:

Kategorie	Grunddualismus
Geschlecht	männlich – weiblich
Sexualität	hetero – homo
„Rasse"/Hautfarbe	weiß – schwarz
Ethnizität	dominante Gruppe – ethnischeMinderheit(en) = nichtethnisch – ethnisch
Nation/Staat	Angehörige – Nicht-Angehörige
Klasse	oben – unten, etabliert – nichtetabliert
Kultur	„zivilisiert" – „unzivilisiert"
Gesundheit	nicht-behindert – behindert
Alter	Erwachsene – Kinder, alt – jung
Sesshaftigkeit/Herkunft	sesshaft – nomadisch/angestammt – zugewandert
Besitz	reich/wohlhabend – arm
Nord – Süd/Ost – West	the West – therest
GesellschaftlicherEntwicklungsstand	modern – traditionell (fortschrittlich – rückständig, entwickelt – nichtentwickelt)

Abbildung 2: 13 bipolare hierarchische Differenzlinien in Anlehnung an Lutz/Wenning 2001

Auch wenn die Darstellung den Anschein erweckt, die Dualismen seien auf einer Ebene angeordnet, so gehen Lutz und Wenning von einer hierarchischen Strukturierungin modernen Gesellschaften aus. Während sich die linke Seite auf die gesellschaftliche Norm bezieht, definiert die rechte Seite die Abweichung.Lutz und Wenning stellen darüber hinaus klar, dass diese Liste keinesfalls endgültig ist, sondern lediglich den Diskurs über soziale Kategorien anregen soll. In einer späteren Ausgabe ergänzt Lutz die Liste noch mit den Kategorien Religion und Sprache(Walgenbach, 2017, S. 68–69).

7 Forschungsstand

Bereits in den letzten Jahren hat eine größer werdende Anzahl an Wissenschaftler*innen den Forschungsbedarf in der Leaving Care- Thematik erkannt. So spezialisierten sich etwa Groinig et al. auf den Bildungsaspekt von Care Leavern und analysierten, inwiefern Bildungschancen mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zusammenhängen bzw. welche Relevanz soziale Instanzen (z.B. Schule, Familie, Peers) für die Bildungsverläufe von Care Leavern haben (Groinig, Hagleitner, et al., 2019, S. 18). Rein rekonstruierte diesbezüglich in ihrer Studie mögliche Ursachen für die Veränderung der Übergänge ins Erwachsenenalter und analysierte im Rahmen biographischer Interviews das Erleben gesellschaftlicher Normalitätsanforderungen (Rein, 2020b, S. 67). Dem Übergang von Care Leavern widmete sich auch Theile, allerdings fokussierte er sich im Rahmen seiner Studie aus dem Jahr 2020 auf die Rolle sozialer Netzwerke in der Statuspassage Leaving Care (Theile, 2020, S. 305).Im Folgenden wird auf die für das Forschungsinteresse dieser Arbeit relevantesten Studien und Forschungsarbeiten näher eingegangen.

Wie bereits erwähnt untersuchten Groinig et. al 2016 erstmalig in Österreich die Bildungschancen von Care Leavern im Kontext wichtiger Sozialisationsinstanzen (z.B. Familie, Peers etc.). Mit Hilfe von quantitativen Fragebögen wurde die Bildungssituation der Care Leaver analysiert. Ergänzend dazu führten die Forschenden qualitative Interviews durch. Hier wurden in Anlehnung an die Biographieforschung Informationen zur Bedeutung verschiedener sozialer Kontexte wie etwa der Familie im Zusammenhang mit den Bildungsverläufen eingeholt (Groinig, Maran, et al., 2019, S. 18). Die Untersuchungen haben dabei ergeben, dass in der Zeit der Jugendhilfe primär die finanzielle Unabhängigkeit und Selbstständigkeit bei Care Leavern gefördert wird. Dadurch, dass die Jugendhilfe einen schnellen Berufseinstieg intendiert, muss nach dem Verständnis der Forschenden an der einseitigen Orientierung an mittleren Berufsabschlüssen bzw. Lehrberufen gearbeitet und der Zugang zu höher bildenden Schulen und Universitäten eröffnet werden. Darüber hinaus zeigten die Ergebnisse den hohen Stellenwert von Peerbeziehungen im Zusammenhang mit der Realisierung von Bildungswegen auf. Deshalb sollte laut Groinig et. al die Einbindung der Care Leaver in soziale Netzwerke auch außerhalb der Jugendhilfe z.B. in Vereinen forciert und gefördert werden. Weiters erheben die Forschenden die Forderung, den zeitlichen Unterstützungsrahmen der Jugendhilfe auszudehnen, damit Care Leaver die Chance haben, ihre beruflichen Ziele zu verwirklichen. Die Notwendigkeit wird aber nicht nur in der Optimierung der Rahmenbedingungen innerhalb der Jugendhilfe,

sondern auch außerhalb in schulischen Bildungsinstitutionen gesehen. So müsse laut Groinig et. al Inklusion auch im Kontext des Care Leaving- Prozesses gedacht werden. Darunter fällt die Verbesserung der Zusammenarbeit zwischen Schule und Jugendhilfeeinrichtungen, die Auseinandersetzung mit den individuellen Problemen von Care Leavern und der Einnahme einer kritischen Haltung gegenüber Diskriminierungen und Stigmatisierungen seitens des Bildungspersonals (Groinig, Maran, et al., 2019, S. 179–181). Was die Statuspassage Leaving Care betrifft, konnte im Rahmen der Untersuchung festgestellt werden, dass der Bedarf an Unterstützungsangeboten z.B. in Form des Mentorings gedeckt und der Zugang dabei niederschwellig gestaltet werden muss. Außerdem kann, wie bereits kurz erwähnt die Vernetzung zu außerstationären sozialen Kontakten hilfreich sein, um einen erfolgreichen Übergang gewährleisten zu können. Misslingt der Übergang, sollte laut Groinig et. al die Möglichkeit bestehen, die Begleitung bzw. die unterstützenden Maßnahmen wieder in Anspruch zu nehmen. Denn vor allem Kinder und Jugendliche, die in der stationären Erziehungshilfe groß werden, sind häufig psychisch belastet und von Krisen oder Traumatisierungen betroffen. Diese gilt es mit adäquaten Angeboten z.B. durch Therapie unabhängig von der finanziellen Situation der Betroffenen bewältigbar zu machen. Groinig et. al machen abschließend darauf aufmerksam, dass mit begleitenden Maßnahmen z.B. durch Buddys sowie mit Hilfe finanzieller Absicherungen etwa durch Stipendien die Bildungspotenziale der Care Leaver besser verwirklicht werden könnten (Groinig, Maran, et al., 2019, S. 182–184).

Auch Thomas, Schröer, Köngeter und Zeller hatten das Anliegen, auf die prekäre Situation von Care Leavern hinzuweisen. Im Projekt „Nach der stationären Erziehungshilfe- Care Leaver in Deutschland“ führten sie Interviews mit Führungskräften sowie mit pädagogischen Mitarbeiter*innen durch. Beim Feldzugang wurde darauf geachtet, nur Einrichtungen auszuwählen, welche sich auf die Begleitung von Care Leavern in die Selbstständigkeit fokussierten bzw. spezielle Angebote für diese Zielgruppe bereitstellten (Thomas et al., 2014, S. 4–7). Bezugnehmend auf die Selbstständigkeit konnte anhand der Datenauswertung gezeigt werden, dass der Begriff der Vielschichtigkeit des Übergangs nicht gerecht wird. Thomas et. al fordern in diesem Zusammenhang eine längere Vorbereitungsphase auf das Hilfeende, die nicht nur alltagspraktische Kompetenzen beinhaltet, sondern auch die Persönlichkeitsentwicklung, Handlungsautonomie, Selbstwirksamkeit und soziale Anbindung der Care Leaver berücksichtigt. Diese Aspekte seien laut Thomas et. al ein zentraler Faktor für die Neuorientierungsphase. Daran anschließend kritisieren die Autor*innen, dass der Auszug der Care Leaver in den meisten Fällen, insofern keine besonderen Störungen vorliegen, mit der Volljährigkeit gekoppelt ist. Wenn man beachtet, dass das durchschnittliche Auszugsalter in Deutschland bei 24 Jahren liegt, erweist

sich die Volljährigkeit als kritisches Ereignis der Hilfegewährung (Thomas et al., 2014, S. 23–24).

Das selbstständige Wohnen gilt als zentrales Element im Übergang aus der stationären Erziehungshilfe, welches laut Thomas et. al jedoch unzureichend begleitet und betreut wird. Es wird berichtet, dass der eigene Wohnraum oft mit dem Risiko sozialer Isolation einhergehe. Genau deswegen sollten Maßnahmen gesetzt werden, die vorsehen, dass Ansprechpartner*innen oder vertraute Bezugspersonen zur Verfügung stehen. Das bloße Informieren über nachfolgende Unterstützungsformen sei jedenfalls nicht ausreichend. Mit dem Auszug aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe sind die Care Leaver vom Verlust wichtiger Bezugspersonen betroffen. Dies macht es wiederum notwendig, Netzwerke zu schaffen, in der „signifikante Andere" als stabilisierende Wegbegleiter die Care Leaver unterstützen. Thomas et. al sehen auch den Bildungsaspekt als zentrales Element im Übergang der Care Leaver, der nicht ausreichend berücksichtigt wird, indem die Hilfe in vielen Fällen nicht bis zum Ende des Ausbildungsabschlusses gewährt wird. Dass sich erfolgreiche Bildungsverläufe auch positiv auf die Verarbeitung von belastenden Situationen in der Biographie auswirken kann, wird dabei übersehen (Thomas et al., 2014, S. 26–27). Um die Situation der Care Leaver zu verbessern, bedarf es laut Thomas et. al einem umfassenderen Fall- und Übergangsmanagement sowohl in der Kinder- und Jugendhilfe als auch beim Übergang. Um eine Optimierung dieses Übergangsprozesses zu erzielen, ist eine übergreifende Zusammenarbeit mit Institutionen anderer Leistungsbereiche erforderlich. Weiters gehen Thomas et. al auf den Altersaspekt ein und fordern, dass Angebote der Hilfesysteme auf das Alter von 18 bis 25 Jahre erweitert werden müssen, um den Herausforderungen der zeitlichen Ausdehnung der Jugendphase gerecht zu werden. Bisher werden, so Thomas et. al, in Deutschland biographische Verläufe von Care Leavern ab dem Zeitpunkt des Auszugs nicht weiterverfolgt, was die Prüfung der Nachhaltigkeit der Hilfeangebote deutlich erschwert. Deshalb verlangen Thomas et. al eine verpflichtende Kontaktpflege seitens der Institutionen, womit die Entwicklung der Care Leaver besser verfolgt werden kann, und im Bedarfsfall eingegriffen und weitere Unterstützung angeboten werden kann (Thomas et al., 2014, S. 30–31).

Schröer, Köngeter, Zeller et. al waren auch diejenigen,dieDatenvon Kindern und jungen Erwachsenen generierten, welche einen Teil ihres Lebens fremduntergebracht waren. Studierende, die Unterstützung der Erziehungshilfe erhielten, fanden in der Statistik bisher kaum Berücksichtigung, weshalb sich die Autor*innen mit dem Projekt „Higher Education without Family Support" darauf spezialisierten, auf die prekären Bewältigungslagen von Care Leavern aufmerksam zu machen. Ziel der Untersuchung war es zudem im Rahmen einer intersektionalen

Analyse auf die Prozesse sozialer Benachteiligung hinzuweisen (Mangold & Schröer, 2014, S. 436–437). Das methodische Vorgehen bestand aus biographisch- narrativen Interviews im Rahmen derer 17 junge Erwachsene befragt wurden, die das Ziel verfolgten, zu studieren, bereits auf einer Universität aufgenommen wurden, oder schon ein Studium abgeschlossen haben. Die sechs männlichen und elf weiblichen Interviewten mit unterschiedlichen Kinder- und Jugendhilfeerfahrungen befanden sich im Alter zwischen 18 und 26 Jahren und wurden im Zuge der Interviews dazu aufgefordert, ihre Lebensgeschichte mit besonderem Fokus auf den Bildungsaspekt ausführlich zu beschreiben. Der Inhalt der Interviews sollte Aufschluss darüber geben, welche Übergangsmaßnahmen Care Leaver als unterstützend erlebten, was als Belastung wahrgenommen wurde und wie die Übergangsgestaltung ihrer Meinung nach verbessert werden kann. Mit Hilfe des kodierenden Verfahrens nach Glaser/Strauss sollten die Interviews in Bezug auf die Bedeutung des Studiums im Kontext der jeweiligen Lebenssituationen analysiert werden (Mangold & Schröer, 2014, S. 438).

Aus den Interviews geht hervor, dass der Grund für die Bildungsorientierung von Care Leavern häufig der Wunsch nach Anerkennung, Stabilität und Statusaufstieg ist. Dabei steht die berufliche Weiterbildung weniger im Vordergrund. Vielmehr ist es das Bedürfnis, sich vom bisherigen Armutsmilieu zu distanzieren und durch die Abgrenzung vom Herkunftssystem einen Veränderungsprozess in Gang zu setzen. Einerseits setzen die Interviewten den Studierenden-Status mit einem Statusaufstieg gleich, andererseits ist gerade die Zeit während des Studiums durch finanzielle Unsicherheit und prekäre Lagen geprägt (Mangold & Schröer, 2014, S. 442). Schröer et. al stellen zudem im Rahmen ihrer Auswertungen fest, dass von Seiten des Hilfesystems eine frühe Orientierung an Abschlüssen verfolgt wird und Care Leaver sich dazu gedrängt fühlen, eine Berufsausbildung zu machen. Dementsprechend fühlen sich die interviewten Personen in vielen Fällen nicht ernst genommen. Dadurch wird wiederum erkennbar, in welchem Ausmaß Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen Einfluss auf den Handlungsspielraum und auf zukünftige Perspektiven von Care Leavern nehmen (Mangold & Schröer, 2014, S. 443).Ein weiterer Aspekt, der im Zuge der Studie sichtbar wurde, war jener der strukturellen Lücken im deutschen Finanzierungssystem. So liegen zwischen Ende des Schuljahres und Beginn des Semesters an der Universität drei Monate, in denenCare Leaver keine staatliche finanzielle Unterstützung erhalten. Im Unterschied zu ihren Peers, die häufig noch (finanzielle) Unterstützung ihrer Eltern erhalten, sind Care Leaver auf sich allein gestellt. So hat eine Finanzierungslücke von drei Monaten erhebliche Auswirkungen, zumal Care Leaver auch ihre Wohnung selbst bezahlen müssen. Vielen von ihnen bleibt nichts anderes übrig, als Arbeitslosengeld (Hartz IV) zu beantragen, wodurch sie erneut mit prekären Lebensumständen konfrontiert sind. Schröer et

al. erwähnen zudem, dass Ämter Care Leaver zu Berufsausbildungen drängen, obwohl diese bereits Aussicht auf einen Studienplatz haben, was wiederum Gefühle der Missachtung und Diskriminierung auslöste. Schröer et al. konstatierten einen weiteren nachteiligen Aspekt des BAföG. So ist der Leistungsanspruch mit dem Einkommen der biologischen Eltern gekoppelt, wodurch Care Leaver vor einem weiteren Problem stehen. Viele davon hatten schon lange nicht mehr oder gar keinen Bezug zu ihren Eltern und fühlen sich nun gezwungen, Kontakt zu ihnen aufzunehmen. Einige sind etwa durch konfliktbelastete Beziehungen so geprägt, dass sieeine Kontaktaufnahme ablehnen und somit auf die finanzielle Unterstützung verzichten.Aber auch andere Zahlungen wie etwa Umzugskosten, Materialien für das Studium (z.B. Laptop) oder Möbel für die Wohnung stellen enorme finanzielle Herausforderungen dar. Neben finanziellen Angelegenheitenberichteten viele der Interviewten von emotionalen Belastungen, die mit dem Fehlen eines familiären Backgrounds während des Studiums einhergehen. Während viele Studienkolleg*innen an Wochenenden nach Hause fahren und diverse Unterstützungsleistungen erhalten wie z.B. Korrekturlesen von Abschlussarbeiten, müssen sich Care Leaver erst ein Netzwerk aufbauen (Mangold & Schröer, 2014, S. 444–446).

Zusammenfassend konnte durch das Projekt sichtbar gemacht werden, in welchem Ausmaß Care Leaver von Armut und mangelnder finanzieller Hilfe betroffen sind. Darüber hinaus konnte festgestellt werden, dass „die sozialpolitischen Maßnahmen und entsprechenden Bildungsförderungsprogramme, die der Lebenslage Student_in ihre sozialpolitische Prägung geben, auf eine Normalkonstruktion ausgerichtet [sind]“. Deshalb stellt die Orientierung an den sowohl objektiven sozialen, als auch subjektiven Bedingungen von Care Leaverneine wesentliche Notwendigkeit in der zukünftigen Kinder- und Jugendhilfe dar (Mangold & Schröer, 2014, S. 446–447).

Rein behandelte in ihrem Forschungsprojekt aus dem Jahr 2020 die Frage nach den Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen in den Biographien junger Menschen, welche in der stationären Jugendhilfe aufgewachsen sind und sich im Übergang ins Erwachsenenalter befinden. Der Fokus ihrer Forschung liegt auf den Normalitätskonstruktionen aus der Perspektive der Subjekte und gleichzeitig auf der Rolle der Institutionen der stationären Jugendhilfe in Bezug auf die Frage nach Normalität aus biographischer Perspektive. Die Fragestellung ihrer Studie formuliert Rein eher offen, indem sie nach den gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen aus der Perspektive von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Heimerfahrung fragt. Weiter will sie wissen, wie diese Ungleichheitsverhältnisse ihre subjektiven Sinnkonstruktionen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Ordnungen und Normalitätskonstruktionen entwerfen. Als

Forschungsstil wählte Rein die Grounded Theory, die Erhebungsmethode stellte das biographisch-narrative Interview dar. Die biographischen Erzählungen wurden mit Bezugnahme auf Machtverhältnisse und Normalitätsannahmen analysiert (Rein, 2020a, S. 11–12). Die Ergebnisse dieses Forschungsprojekts zeigen deutlich auf, „dass Normalitätskonstruktionen in den Biographien von jungen Menschen, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben, mit Erfahrungen der Ent-Normalisierung im Zusammenhang mit verschiedenen Differenz- und Ungleichheitsordnungen verbunden sind." Geschlechterordnungen, rassistische Verhältnisse oder auch Klassismus und Ableismus scheinen ganz „natürlich" und sind im Rahmen von Subjektpositionierungen wirkmächtig. Trotz dieser Ordnungen scheinen die Biograph*innen in dieser Untersuchung handlungsmächtig zu sein. In den Befragungen wurden Strategien deutlich, „mit denen sich die Biograph*innen in diesen Normalitätsordnungen positionieren und diese für sich nutzen können". Spannend ist hier auch die Erkenntnis dieser Studie, dass die befragten jungen Menschen in unterschiedlicher Art und Weise nicht in dominante Normalvorstellungen passen. Dies liegt daran, dass sich zum Teil bereits Erfahrungen in der Kindheit zeigen, welche als „nicht normal" kategorisiert werden (Rein, 2020, S. 389).

In seinem Werk „Soziale Netzwerke von Jugendlichen und jungen Volljährigen im Übergang aus der Heimerziehung" untersucht Theile die Rolle sozialer Netzwerke in der Statuspassage Leaving Care. Ihm zufolge zeigen sich die Erfolge und Misserfolge der Heimerziehung speziell in der Zeit nach dem Heimaufenthalt, also in der Eröffnung von Optionen in Bezug auf die Zukunft der einzelnen Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen. Aufgrund dieser bedeutsamen, neue Chancen eröffnenden und herausfordernden Übergangszeit stellt sich Theile in seiner Forschung folgende Fragen: Was bleibt an Beziehungen zum Heim, zu den Erwachsenen und den anderen Jugendlichen? Bleiben oder werden die Familienbeziehungen wichtig? Der Fokus dieser Forschung liegt also auf den Veränderungen der Netzwerke in diesem biografisch bedeutsamen Übergang (Theile, 2020, S. 9).

Die Forschungsfragen lauten hier konkret:

1. Wie sehen die Sozialen Netzwerke zur Zeit der Heimunterbringung und nach dem Auszug aus? Welche Struktur, Qualität, Funktionen und Normen haben diese?

2. Wie verändern sich Soziale Netzwerkbeziehungen von Jugendlichen und jungen Volljährigen im Übergang aus der Heimerziehung?

Soziale Netzwerke von Jugendlichen und jungen Volljährigen im Übergang aus der Heim-erziehung' stehen hier im Mittelpunkt der Untersuchung. Zentral sind hierbei die Sichtweise und

Wahrnehmung der Jugendlichen und die Veränderungen der Sozialen Netzwerke im Übergang aus der Heimerziehung (Theile, 2020, S. 12).

Im Rahmen der Untersuchungen wurden mehrere qualitative Methoden trianguliert und modifiziert. Jeweils zwei Treffen haben mit den Jugendlichen stattgefunden. Das erste Treffen war vor dem Umzug, hier wurde ein narratives Interview durchgeführt und ein Zeitstrahl einer Netzwerkkarte erstellt. Das zweite Treffen fand nach dem Umzug statt, hier wurde ebenso ein Narratives Interview durchgeführt zum Übergang nach dem Auszug und ein Vergleich der Netzwerkkarten hat stattgefunden (Theile, 2020, S. 110–111). Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen vor allem, dass soziale Netzwerke aus Sicht der Jugendlichen eine zentrale Bedeutung im Übergang einnehmen. Zudem können diese Sozialen Netzwerke eine Ressource in dieser Übergangszeit darstellen, speziell wenn es um die Bewältigung der Herausforderungen und Belastungen im Übergang aus der Heimerziehung geht (Theile, 2020, S. 305).

8 Methodologie und Methode

Im Rahmen der nachfolgenden Kapitel werden das Forschungsdesign sowie der methodische Zugang zu den geführten Interviews beschrieben. Zunächst wird das biographisch-narrative Interview als Erhebungsmethode und anschließend die gewählte Auswertungsmethode, die sogenannte Narrationsanalyse, dargestellt.

8.1 Erhebungsmethode

Das biographisch-narrative Interview, welches in den 1970er-Jahren seinen Ursprung findet, wurde von Fritz Schütze entwickelt (Rein, 2020, S. 102).Es stellt im Bereich der qualitativen Biographieforschung eine wesentliche Datenerhebungsmethode dar (Strübing, 2018, S. 109) und erscheint als adäquate Grundlage, um biographische Fallstrukturen detailliert zu rekonstruieren (Walther & Stauber, 2007, S. 52). Zwar wird in vielen Fällen auf das narrative Interview zurückgegriffen, allerdings wurde auch Kritik geäußert, dass nicht immer ein reflektierter Umgang damit stattfindet und oft nicht bekannt ist, für welche Forschungsgegenstände es sich eignet (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 79). Bevor auf diese Problematik näher eingegangen wird, schildert das folgende Kapitel zunächst noch den theoretischen Hintergrund und erklärt, welche Steuerungsmechanismen dieser Methode zugrunde liegen.

8.1.1 Theoretischer Hintergrund

Fritz Schütze entwickelte das Erhebungsinstrument des narrativen Interviews vor dem Hintergrund des Symbolischen Interaktionismus (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 79). Er schreibt, dass es sich dabei um eine „theoretische und methodische Richtung [handle] […], welche die Geschöpftheit der gesellschaftlichen Wirklichkeit durch interaktiv aufeinander bezogene Handlungsabläufe der Gesellschaftsmitglieder betont und davon ausgeht, daß der interaktive Bezug grundlegend durch sprachliche Kommunikation und darüber hinaus auch durch den Austausch außer-sprachlicher Symbole geleistet wird“ (Schütze, 1987, S. 520). Die soziologische Theorie zu dessen klassischen Vertretern etwa Mead, Cicourel, Garfinkel und Goffman zählen, geht also davon aus, dass Individuen die Gesellschaft durch symbolische Interaktionen, wie z.B. durch Kommunikation verändern und hervorbringen und so ein Wechselspiel zwischen Verstehen und Verständigung stattfindet (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 79).

Die starke Anlehnung Schützes am symbolischen Interaktionismus bewegte ihn dazu die Relevanzen im Rahmen der soziologischen Forschung auf kommunikative Verfahren zu legen. So

sollten die Kommunikation der Alltagswelt bzw. die „Prozeduren der Verständigung“ die nötige Beachtung erhalten, was schlussendlich zur Entwicklung des narrativen Interviews führte. Als Schütze das narrative Interview entwickelte, diente es zunächst als Erhebungsinstrument im Rahmen sogenannter Interaktionsfeldstudien, die der Frage nachgingen, welche kollektiven Veränderungen der Ortsgesellschaft durch eine Zusammenlegung der Gemeinden stattfinden bzw. welche Rolle dabei das Handeln von Kommunalpolitiker*innen spielt (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 79–80).

Wie genau die Generierung des Datenmaterials anhand des narrativen Interviews erfolgt bzw. welchen Phasen eine wesentliche Bedeutung beigemessen wird, soll im nächsten Kapitel genauer beschrieben werden.

8.1.2 Steuerungsmechanismen

Przyborski und Wohlrab-Sahr betonen, dass durch autobiographische Stegreiferzählungen Ereignisse und Erfahrungen sprachlich detailliert reproduziert werden können. Diesbezüglich meint Schütze, kann eine Erfahrungsstruktur durch Erzählen besser dargestellt und reproduziert werden, als durch Beschreibungen oder Argumentationen(Przyborski& Wohlrab-Sahr, 2014, S. 80). Dennoch wird nicht nur der interviewten Person eine wichtige Funktion zugeschrieben. Die Person, die eine zuhörende Rolle einnimmt und der der Sachverhalt noch unbekannt ist, hat einen großen Einfluss auf die Steuerungsmechanismen. Zu den Steuerungsmechanismen, welche auch als Zugzwänge des Erzählens bezeichnet werden, gehören laut Schütze und Kallmeyer:

- Der Detaillierungszwang
- Der Gestaltschließungszwang
- Der Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang

Diese Zugzwänge spiegeln sich auch in alltäglichen Situationen wider. Um diese Erzählzwänge zu vergegenwärtigen, wird nun ein Beispiel, das sich an Przyborski und Wohlrab- Sahr anlehnt, beschrieben:

Wenn ich meiner Freundin über die Trennung von meinem Partner berichte, muss ich ihr sehr wahrscheinlich auch erzählen, wie es dazu kam, damit sie der Geschichte folgen kann. Ich erzähle ihr also, dass ich mich aufgrund von Untreue getrennt habe (Detaillierungszwang). Hätte ich es ihr nicht gleich erzählt, ist anzunehmen, dass sie aus Gründen der fehlenden Transparenz

nachgefragt hätte. Bei einem Interview kann man dies an der sprachlichen Verwendung folgender Koda etwa erkennen: „Ach ja, um das genauer zu erklären…“, „dies ist passiert, weil…“ Außerdem habe ich das Bedürfnis die Geschichte zu Ende zu erzählen. Wenn ich im Alltag etwa von meiner Freundin bei einer Geschichte, die ich ihr unbedingt erzählen möchte, unterbrochen werde, versuche ich erneut wieder daran anzuknüpfen. Dies erfolgt etwa durch Aussagen wie „bitte unterbrich mich nicht, ich möchte gerne zu Ende erzählen“ oder „ich würde dir gerne erzählen, wie es nun weiterging…“. Diese Aussagen stellen typische Versuche dar, Erzählabbrüche zu korrigieren. Schütze nennt dieses Prinzip den Gestaltschließungszwang.

Der Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang bezieht sich auf die Auswahl, die die Interviewten bei den Erzählungen treffen (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 81). Welche Geschichten werden detaillierter erzählt bzw. hervorgehoben? Welchen Situationen schenken die Erzählenden weniger Beachtung oder welche inhaltlichen Punkte klammern sie gänzlich aus? Diese Auswahl stellt die Gestalt von Geschichten dar, durch die sichtbar wird, welche subjektiven Relevanzen gesetzt werden bzw. welchen Ereignissen und Situationen eine besondere Bedeutung zugeschrieben wird(Rein, 2020, S. 102–103).

Narrative Interviews sind nur dann als Erhebungsinstrument geeignet, wenn es sich um autobiographische Erzählungen, Handlungsabläufe oder Entscheidungsprozesse handelt. Während sich also Geschichten über eine Liebesbeziehung oder über den Verlauf einer chronischen Erkrankung eignen, um in einem narrativen Interview erzählt zu werden, müssen für die Beschreibung von Zuständen, Haltungen, Ansichten oder Theorien andere Erhebungsverfahren herangezogen werden. So lassen sich berufliche Routinen oder das Ernährungs- bzw. Gesundheitsverhalten einer Person nur schwer erzählen, es sei denn ein Betrieb ging in Konkurs oder eine Person änderte ihr Essverhalten und wechselte von vegetarischer zu veganer Ernährung. „Der zu erforschende Gegenstand [muss] also eine Prozessstruktur [haben], die der Erzähler aus seiner persönlichen Perspektive rekonstruieren kann“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 82).

8.1.3 Ablauf

Zu Beginn eines narrativen Interviews ist zunächst ein kurzes Vorstellen unter den Interviewpartner*innen üblich. Darüber hinaus sollte über die formulierte Forschungsfrage aufgeklärt und Hinweise zur Anonymisierung gegeben werden. Dadurch dass sich das narrative Interview von gängigen Interviewformen, etwa wie man es aus dem Fernsehen kennt (Frage-Antwort-Spiel), unterscheidet, sollte es kurz erklärt werden. Die Erwähnung, dass es im Rahmen dieses Verfahrens primär um die Erhebung der Lebensgeschichte geht und deswegen zunächst mit einer sehr zurückhaltenden Haltung seitens der Interviewperson zu rechnen ist, die

erst im späteren Verlauf Fragen stellt, scheint ausreichend zu sein. So sind die die Interviewpartner*innen vorbereitet und wissen, was auf sie zukommt. Anschließend folgt die Erzählaufforderung. Diese muss „dazu taugen, die Erzählperson zu einer wirklich umfassenden, detailreichen und eigenstrukturierten Erzählung zu bewegen“ (Strübing, 2018, S. 109–110). Der Erzählstimulus zu Beginn des Interviews könnte, in Anlehnung an die Care Leaving- Thematik, also wie folgt lauten:

„Ich möchte Sie bitten, mir zu erzählen, wie es dazu kam, dass sie in einem Heim aufgewachsen sind, welche Erfahrungen Sie dabei gemacht haben und wie Sie den Übergang aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe erlebt haben. Erzählen Sie ruhig ausführlich alle Ereignisse, die dazugehören. Fangen Sie dort an zu erzählen, wo die Geschichte Ihrer Meinung nach beginnt, und erzählen Sie, bis Sie in der Gegenwart angekommen sind“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 85).

Anknüpfend an diesen Erzählstimulus folgt nun der narrative Teil der interviewten Person. Dabei nimmt sich die Interviewperson zurück, hört aufmerksam zu und dokumentiert relevante Aussagen, an die sie im Nachfrageteil noch einmal anschließen möchte. Durch Nicken, oder das Einwerfen von Empfindungswörtern, wie etwa „Hm“ oder „Aha“ zeigt sie, dass sie aufmerksam ist und Interesse am Erzählten hat. Indem die Interviewperson nur interveniert, wenn der Erzählfluss stockt oder keine Erzählung stattfindet, soll der interviewten Person genügend Raum zur Schilderung der eigenen Erfahrungen und Perspektiven gegeben werden. Die narrative Eingangserzählung ist dann beendet, sobald die erzählende Person, z.B. in Form von bestimmten Erzählkoda, wie z.B. „Ja, das war’s eigentlich“ darauf hindeutet. Przyborski und Wohlrab- Sahr machen jedoch darauf aufmerksam, dass es im Zuge der Eingangserzählungen auch oft zu Argumentationslinien der interviewten Personen kommen kann, die mit der eigentlichen biographischen Erzählung nur mehr wenig gemein haben. Die Autorinnen erwähnen hier das Beispiel der religiösen Konvertierung. Personen, die etwa in einen anderen Glauben übertreten und neue Überzeugungen haben, wollen häufig erzählen, wie es dazu kam. In solchen Fällen sollte der/die Interviewer*in darauf hinweisen, wieder zur Geschichte über das eigene Leben zurückzukehren. Ein korrigierendes Eingreifen ist auch in solchen Erzählpassagen nützlich, wo die Interviewten aus verschiedenen Gründen nicht näher auf die Thematik eingehen. Durch Erzählkoda wie „in der Kindheit ist eigentlich alles ganz normal abgelaufen“, kann man als interviewende Person trotzdem Interesse signalisieren, indem man z.B. sagt: „Auch wenn

Sie jetzt nicht näher darauf eingegangen sind, würde mich Ihre Kindheit trotzdem sehr interessieren. Erzählen Sie einmal, welche Schule Sie besucht haben, wie das Verhältnis zu Ihren Schulkameraden war etc.“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 85–86).

Der narrativen Eingangserzählung folgt eine Endphase, die aus immanenten und exmanenten Rückfragen besteht. Die immanenten Fragestellungen sollen dabei an die inhaltlichen Punkte anknüpfen, die bereits angedeutet wurden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 85–86). An „Stellen der Abschneidung weiterer (…) Erzählfäden, an Stellen der Raffung des Erzählduktus wegen vermeintlicher Unwichtigkeit, an Stellen mangelnder Plausibilisierung und abstrahierender Vagheit (…) sowie an Stellen der für den Informanten selbst bestehenden Undurchsichtigkeitdes Ereignisgangs“ kann also erneut eingehakt werden (Schütze, 2016b, S. 57).Bei sogenannten „Erzählzapfen“, wie es Schütze bezeichnet, gilt es noch einmal genauer nachzufragen. Angenommen ein Care Leaver erzählt von einem Heimaufenthalt, jedoch ohne auf die Gründe, warum es dazugekommen ist, einzugehen. Hierbei sollte man bei der Formulierung der Fragestellungen im Übrigen sensibel sein, da diesen Erfahrungen oft traumatische bzw. krisenhafte Ereignisse zugrunde liegen. Indem man ein Zitat der interviewenden Person heranzieht und fragt, ob sie bereit wäre darüber zu sprechen, kann die Interviewperson sich vorsichtig an das Thema herantasten. Ebenso sollten im immanenten Nachfrageteil jene inhaltlichen Punkte Platz finden, die von der interviewenden Person bisher außer Acht gelassen wurden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 85–86), z.B. durch die Formulierung:

„Sie haben nun viel über ihren Alltag im Heim erzählt. Aber Sie befinden sich ja mittlerweile nicht mehr in stationärer Betreuung. Können Sie vielleicht erzählen, wie es dann weiterging?“

An die immanenten schließen die exmanenten Fragen an, die sich nun auf die Theoretisierung geschilderter Zusammenhänge beziehen. Demnach bleibt in dieser Phase Raum dafür, dass die Erzählenden aus der Gegenwartsperspektive noch einmal in die Vergangenheit zurückblicken und Bilanz ziehen. Außerdem können noch Fragen hinsichtlich des zu erarbeitenden Untersuchungsgegenstandes gestellt werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 85–86).

8.2 Auswertungsmethode

Um die biographisch-narrativen Interviews auszuwerten, wird im Rahmen des Forschungsprozesses die Narrationsanalyseherangezogen. In den folgenden Kapiteln werden

sich die Gliederung und Darstellung im Wesentlichen an dem Werk „Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch“ von Przyborski und Wohlrab-Sahr orientieren.

Wie bereits erwähnt, entwickelte Schütze das narrative Interview und zudem ein darauf bezogenes Auswertungsverfahren, die sogenannte Narrationsanalyse, welche laut Przyborski und Wohlrab-Sahr besonders gut dafür geeignet ist, narrative Interviews auszuwerten. Dieses Verfahren ist explizit erzähltheoretisch fundiert. Ziel ist unter anderem die Rekonstruktion biographischer Prozesse des Handelns und Erleidens (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 223).

Strübing bezeichnet die Narrationsanalyse als „zentrale Verfahrensweise zum Umgang mit dem in narrativen Interviews generierten Material“ und nennt sie das “am stärksten etablierte Verfahren in der qualitativen Biografieforschung“. Außerdem ist dieses textanalytische Verfahren speziell auf narrative Interviews fokussiert, weil hierbei auf lebensgeschichtliche Erfahrungsmuster und deren subjektive Verarbeitung von der interviewten Person Bezug genommen wird(Strübing, 2018, S. 178–179). In diesem Auswertungsverfahren geht es laut Strübing vorwiegend darum, „aus der situativen Konstruktion der Lebensgeschichte im narrativen Interview Rückschlüsse auf die strukturelle Typik des gelebten Lebens und der subjektiven Verarbeitungsweisen zu ziehen“ (Strübing, 2018, S. 172). Hiermit sollen aus den subjektiven biographischen Erzählungen von Care Leavern persönliche Erfahrungen, welche sie während des Übergangs aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe in das Erwachsenenleben erleben, sichtbar werden.

8.2.1 Entstehungshintergrund

Die Entwicklung der Narrationsanalyse lässt sich zurückführen auf die „Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen“. Zu dieser Gruppe gehörten unter anderem Matthes, Meinefeld, Schütze, Springer, Weymann und Bohnsack. Bekannt ist sie durch die Übersetzung wichtiger englischsprachiger Texte, wodurch sie die Methodendiskussion aus dem Bereich des symbolischen Interaktionismus, der Ethnomethodologie und der Wissenssoziologie aus den USA in den deutschsprachigen Raum einführten. Aber auch die Weiterführung dieser Ansätze und die Ausarbeitung darauf basierender Erhebungs- und Auswertungsverfahren machte sich die „Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen“ zur Aufgabe. Laut Przyborski und Wohlrab-Sahr stammen die wesentlichen Beiträge aus dieser Arbeitsgruppe von Schütze. Dazu zählen u.a. das narrative Interview und die darauf bezogene Narrationsanalyse, welche im Anschluss an amerikanische Interaktionsfeldstudien und soziolinguistische Arbeiten entwickelt wurden. Im Rahmen dieses Projekts, in dem es um die Erforschung kommunaler Machtstrukturen ging,

entwickelten die Forscher*innen einen Kreuzvergleich verschiedener Darstellungen des Ereigniszusammenhangs. Dadurch konnte eine Verbindung zwischen der praktischen Involvierung in einen Sachverhalt und der Art der Darstellung dieses Sachverhalts aufgezeigt werden. Schütze bezeichnete dieses Auswertungsverfahren zunächst als Biographieanalyse bzw. Interaktionsanalyse, in der Literatur hat sich jedoch die Bezeichnung Narrationsanalyse durchgesetzt. Als Anwendungsbereich gelten hauptsächlich die Analyse von Biographien und Interaktionen, wobei die Narrationsanalyse von Schütze auch auf andere Textgattungen angewendet wurde (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 223–224).

8.2.2 Erhebungsinstrumente

Die Voraussetzung für die Anwendung der Narrationsanalyse ist ein Interview basierend auf einem narrativen Aufbau des Erzählten und einem Verhältnis unterschiedlicher Formen der Sachverhaltsdarstellungen. Dabei sind vor allem längere narrative Passagen mit einem ungestörten Erzählaufbau, d.h. nicht von Interviewinterventionen beeinflusst, ausschlaggebend. Basierend auf solch einem Interviewtext kann eine Auswertung, welche sich nicht nur auf den manifesten Inhalt bezieht, sondern auch die Daten in ihrem Stil und ihrer Symptomatik im Hinblick auf die praktische Verwicklung des Erzähler interpretiert, angewendet werden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 225–226).

8.2.3 Theoretische Einordnung

Einen speziellen Fokus der Narrationsanalyse stellen die Ordnungsprozeduren dar, welche in interaktiven Situationen eine Rolle spielen. Diese Ordnungsprozeduren zeigen sich im Falle eines narrativen Interviews als Mechanismen der Konstitution von Handlungsschemata und von Kommunikationsschemata. Vereinfacht gesagt ist damit das Erzählen, Argumentieren und Beschreiben gemeint. Schütze verbindet damit auch immer „… die Rekonstruktion der sinnhaften Orientierung von Subjekten…“, aber auch die Relation zur gelebten und erfahrenen Praxis. Das bedeutet also, dass für Schütze besonders die sinnhafte Orientierung von Akteur*innen, also das Handeln und Erleiden von Subjekten, im Zentrum steht (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 227).

8.2.4 Erzähltheoretische Fundierung der Narrationsanalyse

„Narratives Interview und Erzählanalyse gründen in einer – empirisch fundierten (s.o.) – Erzähltheorie, die gleichzeitig eine Theorie des Verhältnisses von Erzählung und praktischer Erfahrung ist.“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 227)

Przyborski und Wohlrab-Sahr sprechen hier von der sogenannten Homologie von Erzählung und Erfahrung. Demnach geht es im narrativen Interview darum, „[…] die Erzählung als primäres kommunikatives Handlungsschema in Gang zu setzen, so dass es sich in seinen formalen Schritten entfaltet.“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 228)

Diese formalen Schritte eines narrativen Interviews sehen wie folgt aus:

- Ankündigung gegenüber der/dem Interaktionspartner*in
- Aushandlung zwischen den Interaktionsbeteiligten
- Ratifizierung
- Durchführung des Schemakerns „Erzählung“
- Ergebnissicherung(Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 228)

Schütze geht also wie bereits erwähnt davon aus, dass sich hier Orientierungsstrukturen und Strukturen der Darstellung gegenüberstehen und nicht Tatsachen und Darstellung (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 228).

Um den Vorgang der Narrationsanalyse genau nachvollziehen zu können, ist es laut Przyborski und Wohlrab-Sahr wesentlich, an dieser Stelle auf die prozessualen Erscheinungen des narrativen Interviews einzugehen. Diese prozessualen Erscheinungen, welche einen Teilbereich sozialer Realität darstellen, können auf drei Arten näher bestimmt werden:

a) durch ihre subjektive Perspektive: Hierbei handelt es sich um „…individuelles und kollektives Handeln und Erleiden/Erleben aus der Sicht derer, die handeln oder denen etwas widerfährt“.
b) durch ihre Langfristigkeit: Przyborski und Wohlrab-Sahr zitieren hier Schütze, welcher den Charakter des Handelns und Erleidens als langfristige soziale Prozesse beschreibt. Diese sozialen Prozesse gehen laut Schütze über einzelne Gesprächssituationen bzw. Begegnungen hinaus und bestehen grundlegend aus autobiographischen, beziehungsgeschichtlichen, kollektiv-historischen Abläufen.
c) durch ihre doppelte Aspekthaftigkeit: Hier verweisen Przyborski und Wohlrab-Sahr auf Schützes Vorstellung eines Außen- und Innenaspekts dieser Prozesse. Hierbei geht es zum Einen um den äußeren Ablauf von Ereignissen und zum Anderen um die damit verbundene Veränderung von Zuständen individueller und kollektiver Identitäten (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 229).

Das Erhebungsverfahren des narrativen Interviews zielt darauf ab, dass die Interviewpartner*innen genau solche Prozesse rekapitulieren. Das Auswertungsverfahren der Narrationsanalyse ist darauf ausgerichtet, diese Prozesshaftigkeit, welche in der Erfahrungsrekapitulation ersichtlich wird, wissenschaftlich zu rekonstruieren. Im Grunde geht es hierbei also um das Herausarbeiten von Prozessstrukturen, welche im Rahmen des Interviewtextes zum Ausdruck kommen. Zudem ist die Art und Weise, wie die interviewte Person in ihren eigenen Deutungen auf diese Prozessstrukturen Bezug nimmt, wesentlich (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 229). Die Relevanz der Frage nach Prozessstrukturen des individuellen Lebenslaufs wird von Schütze besonders hervorgehoben. Er geht davon aus, dass die elementaren Formen dieser Strukturen prinzipiell in allen Lebensabläufen vorhanden sind. Des Weiteren gibt es systematische Kombinationen dieser Formen, welche als Typen von Lebensschicksalen gesellschaftlich relevant sind (Schütze, 2016, S. 55).

Grundlegend für diesen Ansatz sind nach Przyborski und Wohlrad-Sahr zwei Ebenen, die explizite und implizite. Der explizite Bezug auf Prozessstrukturen erfolgt in Form von subjektiven Theorien, die impliziten Hinweise auf beginnende und sich fortsetzende Entwicklungen, nachwirkende Erfahrungen, unaufgelöste Verstrickungen und nachhaltige emotionale Involviertheit erfolgen durch Verweise auf diese Prozessstrukturen. Genauer gesagt sind diese Verweise eingelagert in implizite Hinweise, also in die sprachliche Verfasstheit von Erzählungen. Laut Przyborski und Wohlrab-Sahr wird „der Erzähltext in seiner sprachlichen Gestalt (…) in dieser Perspektive zum symptomatischen Ausdruck der ihm zugrunde liegenden Prozesse“. Mit einem Fokus auf die narrativen Teile des Interviewtexts soll anhand des sprachlichen Ausdrucks versucht werden, diese Prozesshaftigkeit zu rekonstruieren. Auch Beschreibungen und Argumentationen sind bei der Auswertung relevant, jedoch primär in ihrer Bezogenheit auf die narrativen Passagen. Zusammengefasst kann an dieser Stelle noch einmal die Erzähltheorie beschrieben werden, welche der Narrationsanalyse zugrunde liegt. Ihr zufolge sind Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen diejenigen sprachlichen Texte, welche den Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns und Erleidens am nächsten kommen. Weiter erklären Przyborski und Wohlrab-Sahr:

„In Erzähltexten kommen prozessuale Erscheinungen in den Blick, die durch ihre subjektive Perspektive, ihre Langfristigkeit und ihre doppelte Aspekthaftigkeit (Außen- und Innenaspekt) charakterisiert sind. Aus diesem Grund stellt die Auswertung die narrativen Teile des Interviews ins Zentrum und interpretiert subjektive Theorien in ihrer Bezogenheit auf die Erzählung.“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 229–230)

8.2.5 Formale Strukturen von Erzählungen, Argumentationen und Beschreibungen

In diesem Kapitel werden die formalen Strukturen von Erzählungen, Argumentationen und Beschreibungen erläutert, um sie dann im Rahmen der Auswertung gut unterscheiden zu können.

8.2.5.1 Erzählungen

- Temporale Verknüpfung

Przyborski und Wohlrab-Sahr orientieren sich hier an dem Soziolinguisten Labov, welcher sich mit dem Zusammenhang zwischen der Syntax von Erzählungen und den Erfahrungen beschäftigte. Ähnlich wie bei Schütze, geht es hierbei darum, dass die interviewte Person tief in die Ereignisse der Vergangenheit eintaucht, welche wiedererzählt oder sogar gedanklich wiedererlebt werden. Im Kern einer Erzählung findet eine Folge von temporal geordneten Teilsätzen statt (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 230). Zwischen diesen narrativen Teilsätzen besteht eine temporale Verknüpfung. In dieser findet eine bestimmte zeitliche Abfolge statt, aufgrund derer die Teilsätze in ihrer Abfolge nicht verändert werden können, ohne auch gleichzeitig den ursprünglichen Sinn zu verändern. Diese temporale Verknüpfung ist ein sehr spezifisches Merkmal von Erzählungen und unterscheidet diese deshalb klar von Beschreibungen. Zu den Erzählungen gehören konstitutiv bestimmte kognitive Figuren, wie z.B. Biographie- und Ereignisträger und die zwischen ihnen vorhandenen Beziehungen, eine Ereignis- und Erfahrungsverkettung, Situationen, Milieus und soziale Welten, welche als Bedingungs- und Orientierungsrahmen dienen und die Gesamtheit der Lebensgeschichte (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 231).

- Struktureller Aufbau

Przyborski und Wohlrab-Sahr orientieren sich hier wieder an der von Labov geführten Forschung, in welcher die strukturellen Merkmale der Erzählung herausgearbeitet wurden (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 231–232). Die typische Abfolge nach Labov sieht wie folgt aus:

a. Abstrakt

Eine Erzählung beginnt häufig damit, dass die interviewte Person die gesamte Geschichte, wie in einem Abstrakt, zusammenfasst. Die leitenden Fragen sind hier: „Worum handelt es sich? Warum wird die Geschichte erzählt?“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 232).

b. Orientierung

In der Orientierung stellen sich die Fragen: „Wer, wann, was, wo?“. Hier werden also Ort und Zeit, die beteiligten Personen und die Situation charakterisiert. Dies erfolgt aber nicht immer in einem abgeschlossenen Abschnitt, denn bestimmte Elemente der Orientierung können bereits zu einem früheren Zeitpunkt oder aber auch an späteren Stellen auftreten. Auf die Orientierung folgt die Erzählung der Ereignisabfolge (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 233).

c. Handlungskomplikation

Hier setzt die eigentliche Erzählung mit der Frage: „Was passierte dann?“ ein (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 233).

d. Evaluation

In diesem Abschnitt zeigen sich bestimmte Mittel, durch die die interviewte Person den Kernpunkt der Erzählung, also die Moral von der Geschichte, zum Ausdruck bringt. Auch die Evaluation ist kein abgeschlossener Teil der Erzählung, sondern zeigt sich in Form von Wellen. Die Frage, die hier gestellt wird, lautet: „Was soll das Ganze?“. Im Gegensatz zu Abstrakt, Orientierung und Handlungskomplikation, welche vor allem referentielle Funktionen aufweisen, zeigt sich hierbei die evaluative Funktion. Die Frage nach dem Sinn des Ganzen, der Pointe der Geschichte und der Botschaft der interviewten Person stehen hier im Vordergrund (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 233–234).

e. Resultat

Das Resultat stellt den Ausgang der Geschichte dar, welcher mit der einfachen Frage: „Wie ging es aus?“ charakterisiert wird (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 234).

f. Koda

Die Koda stellt als „Brückenschlag zur Gegenwart“ die Zeit vom Ende der Erzählung zur Gegenwart der Gesprächssituation dar. Hier kann z.B. dadurch ein Bogen geschlagen werden, indem das Verhältnis der interviewten Person zu den erzählten Ereignissen deutlich gemacht wird. Es kann aber auch nur unterstrichen werden, dass man am Ende der Erzählung angekommen ist. Dies unterstreicht eine explizite oder implizite Redeübergabe an die interviewende Person. Die Koda markiert somit im Rahmen des narrativen Interviews das Ende der Eingangserzählung. Interviews, die nicht auf nur ein Ereignis begrenzt sind, beinhalten Kodas an verschiedenen Stellen. Dies ist unter anderem in einem lebensgeschichtlichen Interview der

Fall, da hier bestimmte Abschnitte der Lebensgeschichte beendet werden, an die sich etwas Neues anschließt (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 234).

8.2.5.2 Argumentationen

Unter Argumentationen versteht Schütze bewertende und theoretisch-reflektierende Stellungnahmen, welche von narrativen Formen der Darstellung deutlich abgehoben sind, so Przyborski und Wohlrab-Sahr. Erkennen kann man Argumentationen an ihrem Aussagemodus, bestimmten formalen Merkmalen und ihrem Zeitbezug (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 234).

- Aussagemodus

Der Aussagemodus lässt sich als argumentativ, bewertend und Stellung nehmend beschreiben. Nach Schütze geht es hierbei unter anderem um Vermutung, Behauptung, Erklärung, Rechtfertigung, Einschätzung, Vergleichung, Deutung, Beurteilung, Bewertung, Anklage und Bilanzierung (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 234).

- Formale Merkmale

Die formalen Merkmale helfen dabei, evaluative und argumentative Textteile von den erzählenden Passagen hervorzuheben. In manchen Fällen wird der/die Zuhörer*in direkt angesprochen, in anderen Fällen können sie durch Operatoren der Stellungnahme explizit eingeleitet werden. Gegen Ende der argumentativen Passage folgt eine Rückleitung zum Erzählteil, um deutlich zu machen, dass die Geschichte nun weitererzählt wird. Oder die argumentative Passage wird explizit abgeschlossen, z.B. mit der Floskel: „Das nur zum Hintergrund, damit du die Sache einordnen kannst“. Im Rahmen der Argumentation werden Hintergründe erläutert, Behauptungen aufgestellt, Personen und Situationen charakterisiert und Ereigniszusammenhänge reflektiert und bilanziert (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 235).

- Zeitbezug

Der Zeitbezug von argumentativen und bewertenden Textpassagen orientiert sich am Gegenwartsstandpunkt der interviewten Person, während der Zeitbezug der Erzählung durch eine Vergangenheitsorientierung gekennzeichnet ist. Somit verändert sich im Rahmen Argumentationen der Zeitbezug des Textes. Przyborski und Wohlrab-Sahr begründen dies wie folgt: „Die argumentativen und bewertenden Sätze beanspruchen über die Grenzen der erzählten Episode hinaus Geltung. Bezugspunkte sind hier also die aktuelle Kommunikationssituation und das gegenwärtige Orientierungssystem der Erzählerin“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 235).

8.2.5.3 Beschreibungen

Przyborski und Wohlrab-Sahr bezeichnen diese Form von Beschreibungen als sogenannte Hintergrundkonstruktionen, welchen ebenso die temporale und kausale Struktur von Erzählungen fehlt. Beschreibungen dienen dazu, allgemeine Sachverhalte und wiederkehrende Abläufe zu erläutern. Als Beispiele werden hier die Vorbereitungen für eine Reise oder der tägliche Ablauf bestimmter Arbeitsvollzüge genannt. Gemeint sind Sachverhalte, die unabhängig von konkreten Ereignissen existieren oder deren Reichweite über ein konkretes Ereignis hinausgeht (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 236).

8.2.6 Auswertungsschritte

Przyborski und Wohlrab-Sahr orientieren sich hier wiederum an Schütze, welcher das Auswertungsverfahren in sechs Schritte unterteilt:

1. Formale Textanalyse

Obwohl narrative Interviews eine grundlegende narrative Struktur besitzen, enthalten sie dennoch zahlreiche nicht-narrative Elemente. Wie bereits erläutert kreieren die interviewten Personen immer wieder längere beschreibende oder argumentative Passagen in ihren Erzählungen. Diese abgehobenen Textteile werden im ersten Interpretationsschritt, also in der formalen Textanalyse, zunächst einmal herausgenommen. Nach Schütze handelt es sich hier um Formen sekundärer Legitimation, welche erst später vor dem Hintergrund des analysierten Erzähltextes wieder interessant werden. Das Ziel dieser formalen Textanalyse liegt laut Przyborski und Wohlrab-Sahr darin, „… sich die formale Gestalt der Gesamterzählung mit samt der in sie eingebetteten und auf die bezogenen argumentativen und beschreibenden Passagen vor Augen zu führen“. Im Anschluss wird der Erzähltext auf seine formalen Textabschnitte hin segmentiert, d.h. man gliedert den Text nach formalen und inhaltlichen Gesichtspunkten (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 237–238).

2. Strukturelle inhaltliche Beschreibung

Die einzelnen Erzählsegmente, welche man im Rahmen der formalen Textanalyse entwickelt hat, werden in diesem Interpretationsschritt analysiert und deren Funktion wird für die gesamte Erzählung bestimmt. Ein besonderer Fokus wird hier auf das Verhältnis von inhaltlicher und formaler Darstellung gelegt. Nicht nur die Frage danach, was dargestellt wird, sondern auch die Frage nach dem *Wie* der Darstellung wird hier interessant. Die strukturelle inhaltliche Beschreibung zielt laut Schütze auf die Herausarbeitung der verschiedenen Prozessstrukturen des Le-

benslaufs, festgefügte institutionell bestimmte Lebenssituationen, Höhepunktsituationen, Ereignisverstrickungen, dramatische Wendepunkte, geplante und durchgeführte biographische Handlungsabläufe, so Przyborski und Wohlrab-Sahr. Dafür untersucht man die einzelnen Segmente mit dem Fokus auf das Verhältnis von Form und Inhalt. In diesem Prozess werden „… die Schemata der Sachverhaltsdarstellung in den Segmenten in ihrem Verhältnis zueinander und in ihrer Funktion bestimmt; Erzählketten und thematische Kreise herausgearbeitet; der Entwicklungspfad, der in der Erzählung zum Ausdruck kommt, rekonstruiert; sowie schließlich analytische Kategorien zur Charakterisierung der dargestellten Prozesse und Strukturen herausgearbeitet“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 239–240).

3. Analytische Abstraktion

In diesem Auswertungsschritt wird die biographische Gesamtformung der Erzählung herausgearbeitet. Diese Gesamtformung zeigt sich als Abfolge der erfahrungsdominanten Prozessstrukturen in den einzelnen Lebensabschnitten bis hin zur gegenwärtig dominanten Prozessstruktur. Mit anderen Worten löst sich im Rahmen der analytischen Abstraktion „[…] die Interpretation wieder von den Details der in den Segmenten dargestellten einzelnen Lebens- und Erzählabschnitte“. Die Strukturaussagen, welche man anhand dieser Abschnitte getroffen hat, werden systematisch zueinander in Beziehung gesetzt (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 242–243).

4. Wissensanalyse

Der Fokus der Wissensanalyse liegt vor allem auf den eigenen Theorien der interviewten Personen über das eigene Leben und über relevante Zusammenhänge. Nach dem Rekonstruieren des Ereignisablaufs und der grundlegenden biographischen Erfahrungsaufschichtung in den ersten drei Auswertungsschritten, ist im Rahmen der Wissensanalyse vor allem die Art und Weise, wie diese Theorien auf die erzählten lebensgeschichtlichen Prozesse bezogen sind und welche Funktion sie im Hinblick darauf erfüllen, von Interesse. Spannend sind hier vor allem die Argumentation und die Frage danach, wie diese auf die Erzählung lebensgeschichtlicher Ereignisse bezogen ist (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 243–244). Przyborskiund Wohlrab-Sahr beschreiben den Sinn der Wissensanalyse wie folgt:

„Es geht hier darum, das, was in den Erzählpassagen des Interviews sowie im abschließenden argumentativen Teil an „Eigentheorie“ des Erzählers zu seiner Lebensgeschichte und zu seiner Identität enthalten ist, deutlich zu machen und auf seine Funktion hin zu befragen.“(Przyborski& Wohlrab-Sahr, 2014, S. 243)

5. Kontrastive Vergleiche unterschiedlicher Interviewtexte

Nach Schütze geht man in diesem Interpretationsschritt von der Einzelfallanalyse in einen kontrastiven Vergleich unterschiedlicher Interviewtexte über. Dies geschieht im Rahmen eines „Theoretical Samplings“, wobei sich Schütze an der Grounded Theory und dem Prinzip des maximalen und minimalen Vergleichs orientiert. Der maximale Kontrast dient dazu, alternative Strukturen und die Entwicklung gemeinsamer Elementarkategorien herauszuarbeiten. Je nachdem, wo der Fokus des Erkenntnisinteresses der jeweiligen Studie liegt, kann es entweder stärker grundlagentheoretisch oder stärker an inhaltlichen Fragen ausgerichtet sein (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 244–245).

6. Konstruktion eines theoretischen Modells

Wie im vorherigen Auswertungsschritt hängt auch die Konstruktion theoretischer Modelle mit dem Erkenntnisinteresse der jeweiligen Forschung zusammen. Laut Przyborski und Wohlrab-Sahr richtet sich diese Konstruktion im Rahmen der Narrationsanalyse häufig nach der Herausarbeitung allgemeiner Prozessstrukturen/-modelle. Bei den Prozessmodellen nach Schütze kann es um „… bestimmte Personengruppen und die für sie charakteristischen biographischen Verläufe gehen, aber auch um die grundlagentheoretische Betrachtung von biographischen Phasen, Biographiekonstitution und der Konstitution sozialer Wirklichkeit“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014, S. 245–246).

Abschließend betont Schütze an dieser Stelle die gesellschaftliche Relevanz dieses Verfahrens bzw. der Prozessstrukturen des Lebenslaufs:

„Ich möchte die These vertreten, daß es sinnvoll ist, die Frage nach Prozeßstrukturen des individuellen Lebenslaufs zu stellen und davon auszugehen, daß es elementare Formen dieser Prozeßstrukturen gibt, die im Prinzip (wenn auch z.T. nur spurenweise) in allen Lebensabläufen anzutreffen sind. Darüber hinaus nehme ich an, daß es systematische Kombinationen derartiger elementarer Prozeßstrukturen gibt, die als Typen von Lebensschicksalen gesellschaftliche Relevanz besitzen.“ (Schütze, 2016a, S. 55)

9 Einführung in die Interviewsituation

Um unserem Forschungsinteresse mit der Erhebungsmethode des biographisch-narrativen Interviews nachzukommen, planten wir, vier bis sechs Interviews durchzuführen. Mit dieser Anzahl an Interviews erhofften wir uns, genügend Datenmaterial für die Auswertung der Ergebnisse anhand der Narrationsanalyse zu generieren. Um an Interviewpartner*innen zu gelangen, schrieben wir diverse soziale Institutionen an. Dabei konnten uns Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe leider keine Kontakte von ehemaligen Klient*innen, die fremduntergebracht waren, weitervermitteln. So wendeten wir uns als nächstes an Einrichtungen für wohnungslose Erwachsene und erhofften uns, dass wir Bewohner*innen befragen konnten und sich darunter auch Care Leaver befinden würden. Im Schreiben an die Einrichtungen stellten wir uns und unser Forschungsvorhaben vor, mit der Bitte, uns an Klient*innen weiterzuleiten, die uns als Befragungspersonen im Rahmen unserer Masterarbeit zur Realisierung unseres Forschungsprozesses unterstützen sollten. Dabei betonten wir, dass der zeitliche Aufwand in jedem Falle, etwa in Form eines Einkaufsgutscheines, entschädigt werden würde. Zudem erwähnten wir, dass die Interviews aufgrund der Corona-Situation auch gerne virtuell durchgeführt werden könnten. Leider bestätigte sich unsere Befürchtung, dass viele Kontaktaufnahmen scheiterten, indem wir in den meisten Fällen negative bzw. keine Rückmeldungen erhielten. Auch bei Anrufen stießen wir meist auf Absagen.

Als alternative Möglichkeit, um Care Leaver zu erreichen, erkundigten wir uns bei einer Vielzahl von Studienkolleg*innen. Da viele von ihnen während des Studiums bereits in sozialpädagogischen Berufsfeldern tätig sind, rechneten wir mit einigen positiven Antworten. Zu unserem Bedauern konnten wir auch auf diesem Wege keine Interviewpartner*innen erreichen.

So wendeten wir uns an die Facebookgruppe des Care Leaver- Vereins Österreichs und baten auch dort um Mithilfe bei unserer empirischen Arbeit. Nach kurzer Zeit teilten auch sie uns mit, dass niemand bereit wäre, mit uns ein Interview zu führen.

Nichtsdestotrotz bemühten wir uns abermals, Interviewpartner*innen zu finden. Beim erneuten Anschreiben an eine soziale Organisation, wurde uns nun versichert, dass unsere Annonce anhand von Flugblättern in zahlreichen Einrichtungen aufgehängt werden sollte, damit sich Care Leaver bei Interessedirekt an uns wenden können. Zu unserem Glück meldete sich auf diesem

Wege schließlich eine erste Interessentin, mit welcher wir dann ein Interview via Zoom durchführen konnten. Durch unsere erste Interviewpartnerin gelangten wir schlussendlich auch zu einem zweiten Interview, da sie uns ihre Schwester weitervermitteln konnte.

Wir rechneten zwar mit einigen Herausforderungen im Rahmen unserer Suche nach Interviewpersonen, dennoch gingen wir davon aus, dass es funktionieren würde, zumindest drei bis vier Interviews durchführen zu können.

Die Komplexität der Rekrutierung lässt sich einerseits auf die Lockdown- Situation aufgrund der Corona- Pandemie und andererseits auf die allgemein schwer erreichbare Zielgruppe zurückführen. Zudem vermuten wir, dass viele der Care Leaver nicht wieder mit ihren meist konfliktbelastenden Erfahrungen konfrontiert werden möchten und deswegen absagen. sind.

Es vergingen Monate, bis wir erste Interviews führen konnten.Umso dankbarer waren wir dann, als wir schließlich unser erstes Interview führen konnten. Dieses fand, wie bereits erwähnt, virtuell statt. Das erste Interview wurde von Wibmer durchgeführt, Hubert diente hier als Beobachterin. Zu Beginn des Interviews gab es eine kurze Zeit lang Verständigungsschwierigkeiten aufgrund der schlechten Soundqualität, doch dann wechselte unsere Interviewpartnerin A. zu Kopfhörern, woraufhin wir problemlos mit dem Interview fortfahren konnten. A. wirkte im Laufe des gesamten Interviews sehr gelassen und uns gegenüber sehr offen und bereit dazu, ihre Lebensgeschichte mit uns zu teilen. Wir hatten auch das Gefühl, dass sie keine Probleme damit hatte, über ihre Erfahrungen zu sprechen und dass sie schon öfter in einer Situation war, in der sie über ihr Leben berichten sollte. Diese Annahme bestätigte sich dann gegen Ende, als sie davon berichtete, dass sie schon mehrere solcher Interviews in ihrem Leben geführt hatte.

Wochen später, nach erneuter verzweifelter Suche nach weiteren Interviewpartner*innen, kontaktierten wir A., um sie danach zu fragen, uns an andere Care Leaver zu vermitteln. Sie konnte uns dann den Kontakt ihrer Schwester weitergeben, mit der wir dann schließlich unser zweites Interview geführt haben. Dieses Interview gestaltete sich aus mehreren Gründen etwas schwieriger. Uns war vorab bereits bewusst, dass C. im Laufe ihres Lebens Probleme mit ihrer psychischen Gesundheit hatte und sich auch zum Zeitpunkt des Interviews in keinem guten Zustand befand. Trotz ihres Aufenthalts in einem Krankenhaus (Ursache unbekannt), wollte sie dennoch das Interview mit uns führen. Im Laufe des Interviews wurden wir immer wieder von Krankenschwestern und anderen Personen in ihrem Zimmer gestört, die z.B. ihre Temperatur gemessen haben o.ä. Zudem wirkte sich auch etwas überfordert mit unserer Aufforderung, einfach von ihrem Leben zu berichten. Sie wusste an mehreren Stellen nicht ganz, was sie erzählen sollte

und wirkte im Allgemeinen etwas unsicher. Auch den Einfluss der Medikamente konnte man an ihrer fehlenden Konzentration bemerken. Nichtsdestotrotz hat auch sie uns mit ihrem Bemühen sehr weitergeholfen, an unserer Fragestellung nach den Erfahrungen von Care Leavern zu arbeiten.

10 Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse und die Auswertung der Interviews, welche in Anlehnung an die Narrationsanalyse nach Schütze stattgefunden haben, präsentiert. Zunächst wird anhand eines Kurzportraits das Leben der Interviewpersonen kurz vorgestellt, anschließend findet die Auswertung in Form eines Vergleichs beider Interviewinhalte statt, welche auf den theoretischen Ausarbeitungen dieser Arbeit und den daraus generierten Erkenntnissen basiert.

10.1 Kurzporträts

Interview 1:

A. ist zum Zeitpunkt des Interviews 24 Jahre alt und lebt mit ihrer Partnerin in einer eigenen Wohnung in St. Pölten. Sie hat eine Lehre im Bereich Land- und Hauswirtschaft abgeschlossen und besucht die Schule für Sozialbetreuungsberufe, um Familienbetreuerin zu werden.

A. wurde in Oberösterreich geboren und hat einen älteren Halbbruder, den sie nicht kennt, und eine jüngere Halbschwester väterlicherseits. Außerdem hat sie eine leibliche Schwester und einen Pflegebruder.

Nachdem sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester aufgrund der beruflichen Tätigkeit des Vaters in die Wachau zogen war, wohnten sie zunächst in einer Dienstwohnung des Vaters. Nach acht Jahren übersiedelten sie nach Krems in ein Haus. Zu diesem Zeitpunkt ging der Vater, nach seiner Tätigkeit als Justizwachebeamter, in Pension. A. erzählt in diesem Zusammenhang, dass seitdem Pensionseintritts ihres Vaters, die Kindheit hauptsächlich von Gewalt, Kontrolle und Verboten geprägt war. Dies äußerte sich z.B. dadurch, dass A. und ihre Schwester um Punkt sechs zu Hause sein mussten, da es sonst zu Handgreiflichkeiten vom Vater kam. Daraufhin fasste die Mutter den Entschluss, mit den beiden Töchtern in ein Frauenhaus zu ziehen und die Scheidung einzureichen. Von da an wohnte A. unter der Woche bei ihrem Vater und am Wochenende bei der Mutter.

Als A. 12 Jahre alt war, beging ihr Vater Suizid, woraufhin sie zunächst in eine Kinder- und Jugendpsychiatrie kam. Nachdem der Versuch, wieder bei ihrer Mutter zu wohnen, scheiterte, kam sie mit 13 Jahren in eine Pflegefamilie. Da sie mit der Familienstruktur dort nicht zurechtkam, durch die Ereignisse zu traumatisiert war und mit selbstverletzendem Verhalten reagierte, wurde sie anschließend wieder in einer Psychiatrie untergebracht. Dort war jedoch längerfristig kein Platz, wodurch sie zu ihrer Schwester in eine betreute WG zog. Im Alter von 18 Jahren

beschloss A. in eine Studentenwohnung zu ziehen. Da das Zusammenleben mit ihrer Mitbewohnerin nicht funktionierte und sich ihr Zustand wieder verschlechterte, suchte sie erneut nach einer Wohnmöglichkeit. Aufgrund der Entscheidung eine Lehre für Land- und Hauswirtschaft zu absolvieren, erhielt sie die Möglichkeit in ein Lehrlingswohnheim zu ziehen. Mit 20 Jahren schloss sie ihre Lehre ab und lernte ihre Partnerin kennen. Mit Ende des 21. Lebensjahres schied sie aus der Betreuung aus, womit das Ende der Hilfeleistungen einherging.

Interview 2:

Zum Zeitpunkt des Interviews ist C. 27 Jahre alt und wohnt in einer vollbetreuten WG mit ihren zwei Ratten und einem Kater. Während des Gesprächs stellt sich heraus, dass sie sich aus unbekannten Gründen in einem Krankenhaus befindet. C. spricht gleich zu Beginn des Interviews ihre Kindheit und die Konfliktsituationen in ihrer Familie an, welche von Gewalt geprägt waren. In der Familie gab es viele Haustiere, wie z.B. Meerschweinchen, Hasen, Wellensittiche, einen Hund und eine Maus, die für C. von Bedeutung waren. Der Vater von C. war Justizwachebeamter und die Mutter hat bei einer Bank gearbeitet.Als Folge der schwierigen Situation zu Hause wurde C. mit 13 Jahren von ihrer Mutter in ein Internat geschickt. C. ist es dort nicht gut gegangen und nach den ersten Selbstverletzungen wurde sie in die Kinderpsychiatrie gebracht, wo sie zunächst einmal für zwei Wochen aufgenommen wurde. Nach dem Tod ihres Vaters verbrachte sie acht Monate in der Psychiatrie und wurde danach in eine soziale Einrichtung gebracht. Mit 18 Jahren musste sie diese verlassen und daraufhin begann ein ständiger Wechsel zwischen Wohngruppen und Psychiatrieaufenthalten. C. erzählt von einem Fluchtversuch aus einer Drogenentzugs-WG, in der sie sich nicht wohlgefühlt hatte, und der fehlenden Unterstützung, die sie in dieser Zeit gebraucht hätte. C. äußert den Wunsch, eine Betreuungsperson zugeteilt zu bekommen, die ihr in dieser schwierigen Zeit zur Seite steht. Zum Zeitpunkt des Interviews beschreibt C. die Beziehung zu ihrer Familie als relativ gut, besonders das Verhältnis zu ihrer Schwester A. hebt sie als sehr positiv hervor. Sie setzt sich als Ziel, wenn sie gut mit ihrer Therapie vorankommt, vielleicht in der Zukunft mit ihrer Schwester gemeinsam wohnen zu können.

10.2 Auswertung

Wie zu Beginn dieser Arbeit erläutert, liegt der Fokus am Übergang von der Heimerziehung in ein selbstständiges Leben. Aus dieser Grundlage heraus entwickelte sich folgende Forschungsfrage, die es nun zu beantworten gilt:

1. Wie erleben Care Leaver den Austritt aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe?

Nach dem Auszug aus einer sozialen Einrichtung mit 18 Jahren, war A. auf der Suche nach einer neuen Wohnmöglichkeit. Im Interview beschreibt sie diesen Prozess mit folgenden Worten: *„ich hab mir eigentlich alles selber organisiert, ich hab selber Wohnung gesucht.“* Nachdem sie mit einer Mitbewohnerin in eine gemeinsame Wohnung gezogen ist, fragt sie sich, *„ob das wirklich so eine gute Idee war“.* Sie hatte sehr viele Zweifel, da man, wenn man aus der sozialen Einrichtung auszieht, nicht mehr zurückkann und *„dann eigentlich auf der Straße“* sitzt. Ebenso meint sie*: „wenn's hart auf hart kommt, dann hast du nichts“.*

Ihre Schwester berichtet von ähnlichen Erfahrungen, da auch bei ihr der Auszug aus der sozialen Einrichtung mit dem Erreichen eines bestimmten Alters zusammenhängt. Als C. 17 ½ Jahre alt war, musste sie aus der sozialen Einrichtung in H. ausziehen. Im Interview erklärt C. ihre Situation wie folgt:

„Dort woa i eben 17 ½ donn bin i in a andre WG gekommen, weil i zu alt worden bin, also mit 18 is dann aus gwesn, und, ahm, jo, donn etliche WG's und Psychiatrien durch, und, jo, keine Ahnung, donn wor eigenlich eh schon mei Kindheit vorbei“.

A. betont im Laufe des Interviews mehrmals die Tatsache, dass man als Care Leaver im Übergang sehr auf sich allein gestellt ist, mit vielen Zweifeln zu kämpfen hat und ständig mit der Angst lebt, auf der Straße landen zu können. Die neue Wohnsituation stellte sich für A. als sehr *„schlimm“* heraus, wie sie im Folgenden beschreibt:

„Mir is dann immer schlechter gegangen, bin dann immer mehr in alte Muster zurückgefallen, ich hab dann […] einen Selbstmordversuch gemacht, weils schon so schlimm war und weil ichs dort nicht mehr ausgehalten hab“

Aufgrund der traumatischen Erlebnisse in ihrer Kindheit, ist A. folglich vorbelastet und reagiert auf unsichere Lebensumstände mit selbstverletzendem Verhalten und in diesem Fall sogar mit

einem Selbstmordversuch. Das 18. Lebensjahr markiert im Normalfall das Ende der Betreuung, außer man macht eine Ausbildung. A. erklärt ihre Situation so:

„[…] man musste ein Drittel der Ausbildung vor dem 18. Lebensjahr machen […], dass man weiter betreut wird. Das heißt ich hab alle halbe Jahre einen Antrag stellen müssen. […] wird meine Betreuung weiterhin gesichert oder stehe ich in einem halben Jahr auf der Straße alleine."

Hier betont A. erneut die ständige Angst, auf der Straße landen zu können. Auf die Frage, ob Vorbereitungen auf den Auszug bzw. den Übergang in der sozialen Einrichtung gab, antwortet A.:

„Ja, natürlich, ja. Es wird sehr gut vorbereitet. Es wird gschaut, dass die Finanzen passen […]. Es wurden mit mir sehr viele Gespräche geführt […] mit dem Jugendamt wurde es besprochen, ja also Vorbereitung auf jeden Fall. Die Betreuer sind mit mir einkaufen gefahren […] sie haben mit mir das Zimmer eingerichtet sie haben eigentlich alles gmacht mit mir, was ich mir irgendwie gewünscht habe sozusagen."

Die Vorbereitung auf den Auszug aus der sozialen Einrichtung beschreibt A. als sehr gut. Jedoch betont sie immer wieder die individuellen Beziehungen zu den Bezugsbetreuer*innen:

„[…] es kommt aber auch drauf an auf den Bezugsbetreuer, wenns dich mit denen gut verstehst ja cool und wenn nicht dann nicht, ja."

„Ich hab da relativ viel Glück ghabt, weil meine Bezugsbetreuerin da fast täglich dann kommen ist und das auch teilweise auf ihre Privatzeit gschrieben hat […]. Also sie war da schon sehr unterstützend, wenn ich gsagt hab bitte ich brauch dich jetzt mal einen Tag oder eben die eine Nacht […]"

Also kann man hier davon ausgehen, dass die individuelle Betreuung durch die Bezugsbetreuer*innen nicht in jedem Fall so aussieht, wie bei A. Diese Annahme bestätigt sich auch in der Antwort ihrer Schwester auf die Frage, ob es Vorbereitungen auf den Auszug bzw. den Übergang in der sozialen Einrichtung gab:

„Na überhaupt ned. Die haben, also überhaupt ka Vorbereitung".

In diesem Zusammenhang betont C. die Gleichgültigkeit der Betreuer*innen, welchen alles egal war. Über die Zeit vor dem Auszug aus der WG erzählt sie: *„Es war ihnen egal, ob da kifft*

worden ist, ob's mal a Pille eingworfen worden is […] solang's außerhalb des Geländes war, war's ihnen egal, obwohl sie's gsehnhom".

Auch die Unterstützung während der Übergangszeit wird von den beiden Schwestern sehr unterschiedlich beschrieben. A. beschreibt die Unterstützung ihrer Bezugsbetreuerin mit folgenden Worten:

„Also mir war eigentlich das Emotionale am wichtigsten. Und sie ist dann schon mit mir melden gfahren, sie hat die ganzen versicherungstechnischen Sachen mit mir gmacht, sie ist da wirklich mit mir viel herumgfahren und hat wirklich viel gecheckt mit mir, dass ich auch zum Beispiel Leistungen bekomm, die ich sonst nicht bekommen würde, weil ich davon eigentlich keine Ahnung hab."

Als C. ihre Erfahrungen diesbezüglich beschreibt, stellt sich sehr schnell heraus, dass sie sich nicht, wie ihre Schwester, auf die Hilfe einer/s Bezugsbetreuer*in verlassen konnte.Auf die Frage, welche Unterstützung sie denn in dieser Zeit erfahren hätte, antwortet C.:

„Mhm, na gar keine. Also mit 17 haben's ma, haben's mir einfach irgend a neie WG gesucht und haben mi dorthin transferiert."

Mit dem neuen Wohnumfeld scheint C. nicht zurechtgekommen zu sein, da die WG eigentlich für drogenabhängige Personen war und sich C. durch die dortigen Wohnverhältnisse und Regeln eingeschränkt fühlte. So spricht sie über die Zeit in der neuen WG:

„Des wars halt dann, dort war i 3 Monat und des war so a, a Drogenentzugs- WG […] also des war a WG wo ka Fernseher, ka Handy, ka Radio, ka Kontakt nach außen, ahm, isAnzige war die Möglichkeit Briefe zu schreiben, und die sein kontrolliert worden, und, ka Ausgang und nix".

In den verschiedenen WG's, in denen C. untergebracht wurde, fühlte sie sich nach eigenen Aussagen nie wohl. Zudem scheint sie durch die zahlreichen Umzüge in andere Einrichtungen keine feste Bezugsperson gehabt zu haben. C. erklärt ihre Situation so: *„So a fixe Bezugsperson, die was halt, mir die Richtung zagt, hab i nedghabt".* Diesbezüglich äußert sie den Wunsch: *„Naja, dass i vielleicht, ahm, mehr so wen zur Verfügung gstelltgreghätt, der ma die richtige Richtung zagt hätt. Und sagt: He, des geht so und des geht so, so funktioniert des, und so kann man des nit machen, des is da falsche Weg, und, ahm."* In diesem Kontext erwähnt sie auch, dass sie nie ein richtiges Vertrauen zu einer Person aufbauen konnte.

Resümierend sagt C. über die Zeit nach dem 18. Lebensjahr: *„Herausfordernd war dann […], dass i irgendwie so in der Luft ghängt bin und i nit wirklich gwusst hab, wo ghör i hin, wo is mei Platz. Des alte zu Hause war komplett, also i hab quasi… manchmal habi mi gfühlt wie wann i net auf dem Planeten daham war".*

Auch A. hatte mit unterschiedlichen Herausforderungen im Übergang zu kämpfen. Vor allem die begrenzte Betreuungszeit scheint ein wichtiges Thema für sie zu sein:

„[…] das heißt vorgesehen im außen betreuten Bereich ist, dass man die Bezugsbetreuer ein mal in zehn Tagen sieht. [Da] könnt das Land vielleicht auch mehr tun, dass es mehr Betreuungszeit gibt. Das wär schon sehr wichtig, vor allem im Übergang, weil man is ja dann trotzdem noch ein bisschen geschockt, wenn man dann alleine wohnt und eigentlich eh schon so belastet ist […]"

Nicht nur die begrenzte Betreuungszeit an sich beschreibt A. als herausfordernd, sondern auch die Tatsache, dass man als Care Leaver*„schon so belastet"und „noch ein bisschen geschockt"* ist, spielt für sie eine große Rolle im Übergang. Auf die Frage, welche Unterstützung sie im Übergang noch gerne erfahren hätte, antwortet A.:

„Ja eine fixe Zusage bis minimum dem 21. Lebensjahr von der Politik, weil das iswenns mit 18 bist da noch voll in diesem jugendlichen Sein […] es is schwierig ja, wenns dir jetzt denkst mit 18, jetzt kann ich wieder an Antrag stellen […] man hat so schlimme Zukunftsängste, weil man eh schon keine Familie hat, die einen so unterstützt […] und es is ja einfach auch total schwierig. Also das würd ich ma wünschen, auf jeden Fall bis zum 21. Lebensjahr von vorne herein gesagt, egal ob man eine Ausbildung macht oder nicht."

Bei dem Wunsch, eine fixe Zusage bis zum 21. Lebensjahr zu erhalten, betont A. weitere Schwierigkeiten im Übergang. Als Care Leaver hatte sie mit schlimmen Zukunftsängsten zu kämpfen, da sie nicht, wie viele andere in dem Alter, eine Familie hatte, die sie unterstützen konnte. Auch die Gebundenheit an bestimmte Leistungen kritisiert A. an den Betreuungsanforderungen bzw. sieht sie als zusätzliche Herausforderung im Übergang:

„Also, dass es nicht an die Leistung gebunden ist, weil es is halt die Regelung, ja bringst uns ein Zeugnis, schau ma das an und wenn du kein Zeugnis bringst, wiederschaun, ja, das is einfach für Menschen, die in einer Fremdunterbringung sind so schwierig, weil sie eh mit so vielen Problemen konfrontiert sind und die Politik würd sich so viel erleichtern, wenn sie das bis zum 21. Lebensjahr machen würden, als wie wenn sie bis zum 18. Lebensjahr raushaun und sie dann

eigentlich auf die schiefe Bahn geraten und sie ein ganzes Leben lang ans Sozialsystem gebunden sind, ja."

Als positiv hebt A. schlussendlich die Anlaufstelle, in der von ihr besuchtensozialen Einrichtung hervor:

„[…] wenn du Probleme hast im weiteren Leben, finanziell, sozial, auch psychisch, dass du dich an diese Anlaufstelle wenden kannst."

Sie betont jedoch, dass diese Anlaufstelle nicht für alle Care Leaver zur Verfügung steht und dass sie sich das aber wünschen würde.

Auch ihre Schwester C. kann zumindest von einem positiven Aspekt sprechen, den sie mit ihrer Übergangszeit in Verbindung bringt. Für sie war die Tatsache sehr hilfreich, dass es durchaus einige Personen in ihrem Umfeld gab, die sie im Übergang unterstützt haben. Im Interview erzählt sie: *„Im Übergang waren wichtig eben mei Tante […], meine beiden Chefinnen […], a Krankenschwester, bei der i dann gwohnt hab, a Pfleger von der Erwachsenenpsychiatrie […], und eben die A. war immer wichtig für mi. Jetzt is a die F. sehr wichtig für mi und natürlich a jetzt im Moment die WG und mei Partnerin."* So scheint sich C. trotz ihrer belastenden Vorerfahrungen ein Netzwerk an Personen aufgebaut zu haben, welches sie als hilfreich und unterstützend wahrnimmt.

Es lässt sich also sagen, dass A. den Austritt aus der sozialen Einrichtung als herausfordernd bezeichnet. Trotz der guten Vorbereitungen der sozialen Einrichtung und der unterstützenden Begleitung ihrer Betreuerin, war sie als Care Leaver mit Zweifel, Zukunftsängsten und dem ständigen Gedanken, auf der Straße landen zu können, konfrontiert. Durch die traumatisierenden Erlebnisse in ihrer Kindheit war A. bereits vorbelastet und fiel bei Schwierigkeiten schnell in alte Muster, bis hin zu einem Selbstmordversuch. Ohne die Unterstützung einer Familie und mit dem ständigen Druck, Leistung erbringen zu müssen. um weiterhin betreut zu werden, gestaltete sich der Übergang von A. als sehr schwierig.

Zusätzlich zu der Frage nach den allgemeinen Erfahrungen von A. und C. im Übergang, haben sich im Rahmen der theoretischen Recherche folgende Fragen an die Zielgruppe der Care Leaver herauskristallisiert:

2. Inwiefern zeigen sich die Interdependenzen nach Becker im Übergang von A. und C.?

Becker (Kapitel 4.2.) betrachtet Übergänge immer mit einem Blick auf den bisherigen und weiteren Lebensverlauf, die sozialen Positionen in anderen Lebensbereichen, die Lebensverläufe anderer Menschen und den Zusammenhang mit gesellschaftlichen Institutionen und der historischen Situation. Besonders relevant scheint dieser Ansatz auch bei der Betrachtung der zwei Interviews zu sein. Den Einfluss der bisherigen Vorgeschichte auf den Übergang als zeitliche Interdependenz kann man z.B. bei A. mit der folgenden Aussage deutlich darstellen:

„[…] vor allem im Übergang, weil man is ja dann trotzdem noch ein bisschen geschockt, wenn man dann alleine wohnt und eigentlich eh schon so belastet ist […].“

Hier ist anzunehmen, dass A. mit „belastet“ unter anderem von ihren psychischen Belastungen spricht, welche wiederum aus ihrer von Gewalt geprägten Kindheit resultieren. Diese beschreibt sie wie folgt:

„[…] und seitdem war eigentlich meine Kindheit hauptsächlich von Gewalt betroffen […] das war dann hauptsächlich so, dass es vermehrt zu Streitigkeiten gekommen ist mit Polizeieinsätzen und auch vermehrt eben zu Gewalt in der Familie [räusper] hauptsächlich gegenüber uns.“

Die zeitliche Interdependenz nach Becker lässt sich auch bei ihrer Schwester C. gut erkennen. Der gewalttätige Vater, der Selbstmord des Vaters, unzählige Aufenthalte in der Psychiatrie und in verschiedenen WGs, die allgemeine familiäre Situation u.v.m., haben bei C. einen Einfluss auf ihre Übergangssituation. Ihre Kindheit beschreibt sie mit folgenden Worten:

„Jo, ähm, es hot Konflikte geben zwischen meine Eltern, es hat Gewalt geben von meinem Vater, oba nur auf A. und mi und ned auf meine Mama.“

Die genannten Konflikte ziehen sich auch bis in ihre Jugendzeit hindurch. Diese war ebenso von der Gewalt des Vaters, dessen Selbstmord, ihrem Aufenthalt im Internat, wo sie „*absolut unglücklich*“ war, ständige Sorgen um ihren Vater, Selbstverletzungen, Aufenthalt in der Kinderpsychiatrie u.v.m. geprägt. Es ist anzunehmen, dass diese Ereignisse einen Einfluss auf die Übergangssituation von C. hatten.

Demnach hat die Vorgeschichte der beiden Schwestern, also die Streitigkeiten in der Familie und die Gewalterfahrungen, Einfluss auf deren weiteres Leben und somit auch auf deren Übergangserfahrungen. Die Interdependenzen zwischen verschiedenen Lebensbereichen, die zweite Form der Interdependenzen nach Becker, welche eine gewisse Wechselwirkung zwischen den Vorgeschichten in den unterschiedlichen Lebensbereichen besagen, lassen sich auch im Rahmen der Interviews mit den beiden Schwestern bestätigen. Besonders deutlich sieht man das hier am Beispiel der Familie. Die schwierigen familiären Verhältnisse, Gewalterfahrungen in der Kindheit, der Selbstmord des Vaters, die psychischen Erkrankungen der Schwester usw. haben einen eindeutigen Einfluss auf den Verlauf des weiteren Lebens und demnach auch auf den Verlauf des Übergangs von A.

Ähnlich wie bei ihrer Schwester sieht man diese Wechselwirkung auch bei C. sehr klar am Beispiel der Familie. Demnach beeinflusst der Lebensbereich „Familie" nicht nur den weiteren Verlauf dieses Lebensbereichs, sondern auch den anderer Lebensbereiche, wie z.B. den Verlauf der Ausbildung, des Arbeitslebens, der Wohnsituation, der eigenen Gesundheit u.v.m. Sehr stark kann man das hier am Beispiel der psychischen Gesundheit von C. sehen. Sie geht zwar nicht konkret auf dieses Thema ein, jedoch lassen sich aus ihren Erzählungen zum einen selbstverletzendes Verhalten und zum anderen mehrere Aufenthalte in der Psychiatrie herauslesen, wie z.B. in folgender Aussage:

„Und, jo, so is des halt irgendwie gangen, bis, dass i 14 woa, und mi das erste mal selber verletzt hab. Dann ismei Mama mit mir, ins, ah, in die Kinderpsychiatrie in T. gfahren. Dort ham's mi 2 Wochen aufgenommen."

Auch die Wohnsituation von C. wurde durch die familiären Verhältnisse beeinflusst, was man an dem ständigen Wechsel von einer WG zur anderen deutlich erkennen kann:

„Und insgesamt waren's dann schon 16 WG's die i durchhab, wobei, i in kaner länger war als maximal 3 Monat, außer in ana 3 ½ Jahr und in der jetzigen werden's bald 2 Jahr."

Die schwierigen familiären Verhältnisse, Gewalterfahrungen in der Kindheit, der Selbstmord des Vaters, die eigene psychische Erkrankung usw. haben einen eindeutigen Einfluss auf viele andere Lebensbereiche und demnach auch auf den Verlauf des Übergangs von C.

Als dritte Interdependenz nennt Becker (Kapitel 4.2.) diejenige zwischen verschiedenen Ebenen. Zum einen wird der Übergang von den Beziehungen zu anderen Menschen, zum anderen durch gesellschaftliche Institutionen und Rahmenbedingungen geprägt. Es ist anzunehmen, dass der Übergang ins Erwachsenenalter von A. durch die psychische Gesundheit ihrer Schwester und allgemein der Beziehung zu ihrer Familie geprägt war. Über die psychische Gesundheit ihrer Schwester erzählt A. unter anderem Folgendes:

„ […] meine Schwester war dann auch suizidgefährdet und hat sich mal am Klo versucht sich die Pulsadern aufzuschneiden."

Zudem hatten die Rahmenbedingungen der Institutionen, in diesem Fall der sozialen Einrichtung, Einfluss auf die Erfahrungen von A. im Übergang. Dies bestätigt sich in der folgenden Aussage, in der sie den Wunsch äußert, nicht an die strikten Rahmenbedingungen der Institution gebunden sein zu müssen:

„Also, dass es nicht an die Leistung gebunden ist, weil es is halt die Regelung, ja bringst uns ein Zeugnis, schau ma das an und wenn du kein Zeugnis bringst, wiederschaun, ja, das is einfach für Menschen, die in einer Fremdunterbringung sind so schwierig, weil sie eh mit so vielen Problemen konfrontiert sind und die Politik würd sich so viel erleichtern wenn sie das bis zum 21. Lebensjahr machen würden, als wie wenn sie bis zum 18. Lebensjahr raushaun und sie dann eigentlich auf die schiefe Bahn geraten und sie ein ganzes Leben lang ans Sozialsystem gebunden sind, ja."

Die Beziehungen zu anderen Menschen und der Einfluss von gesellschaftlichen Institutionen und Rahmenbedingungen spielten auch bei ihrer Schwester eine prägende Rolle. Der Übergang von C. wurde vor allem durch die Beziehung zu anderen Menschen sehr stark beeinflusst. Besonders auffallend ist die Tatsache, dass sie in dieser Zeit, laut ihren eigenen Angaben, keine *„fixe Betreuungsperson"* hatte. Auf die Frage, was sie sich in der Zeit des Übergangs gewünscht hätte, antwortet C.:

„Naja, dass i vielleicht, ahm, mehr so wen zur Verfügung gstelltgregthätt, der ma die richtige Richtung zagt hätt. Und sagt: He, des geht so und des geht so, so funktioniert des, und so kann man des nit machen, des is da falsche Weg, und, ahm. Wo i des Vertrauen zu der Person ghabt, ahm, dass es, dass es, ja, dass es halt für mi a annehmbar gwesen wär."

Zu ihrer Schwester als enge Kontaktperson bzw. Vertrauensperson konnte C. nur bedingt Kontakt halten:

„Also in der ersten WG, wo kein Kontakt nach außen war, wars komplett schwierig für mi, dass i plötzlich auf einmal die A. nemaghabt hab, die i .. ähm davor waren wir a eingschweißtes Team und i hab mi auf sie verlassen können und sie auf mi und , ähm, das war plötzlich weg und i war plötzlich weg von allem, meinem Umfeld, das i kennt hab, das war die erste WG"

Es ist anzunehmen, dass die Mutter in der Zeit des Übergangs nicht präsent war, bzw. nicht als weitere Vertrauensperson fungierte, da C. in den letzten zehn Jahren kein gutes Verhältnis zu ihr pflegen konnte:

„Ok. Also nachdem i mi (unverständlich) also über zehn Jahr mit meiner Mutter net wirklich gut verstanden hab, isjetz die Beziehung relativ guat"

Neben den sozialen Beziehungen hatten zudem die gesellschaftlichen Institutionen und deren Rahmenbedingungen einen starken Einfluss auf das Erleben des Übergangs von C. Auch sie erwähnt das plötzliche Ende der Betreuung mit dem 18. Lebensjahr und dessen Folgen:

„Dort, woa i eben 17 ½, donn bin i in a andre WG gekommen, weil i zu alt worden bin, also mit 18 is dann aus gwesn, und, ahm, jo, donn etliche WG's und Psychiatrien durch, und, jo, keine Ahnung, donnwor eigentlich eh schon mei Kindheit vorbei."

Die Interdependenzen nach Becker (Kapitel 4.2.) zeigen bei den beiden Schwestern auf, dass schwierige familiäre Verhältnisse, Konflikte in der Kindheit, Gewalterfahrungen u.v.m. einen Einfluss auf den weiteren Verlauf ihres Lebens und demnach auch auf den Verlauf des Übergangs haben können. Zudem haben schwierige Verhältnisse im Bereich der Familie Einfluss auf andere Lebensbereiche wie Ausbildung, Arbeit, Wohnsituation und im Falle von C. besonders auf die psychische Gesundheit. Die Beziehungen zu anderen Menschen und gesellschaftliche Institutionen können den Verlauf des Übergangs ebenso stark beeinflussen, wie man auch am Beispiel von C. und ihrem starken Wunsch nach einer Betreuungsperson sehen kann.

3. <u>Wie zeigt sich die Familie als Sozialisationsinstanz im Übergang?</u>

Im Kapitel 4.3 wird besonders die Rolle der Familie als Sozialisationsinstanz im Übergang hervorgehoben. Aber z.B. auch professionelle Betreuungspersonen im Bildungs- und sozialstaatlichen Bereich, also im Falle unserer Interviewpartnerin die Betreuerin, werden von Walther und Stauber erwähnt. Als Care Leaver gibt es kaum Unterstützung von der Familie im Übergang, wie sich auch am Beispiel von A. zeigt. Oft fallen familiäre Unterstützungsleistungen sogar vollkommen weg:

„[…] man hat so schlimme Zukunftsängste, weil man eh schon keine Familie hat, die einen so unterstützt und es is ja einfach auch total schwierig […]“

Stauber (Kapitel 4.3.) entwickelte anhand einer Studie drei unterschiedliche Unterstützungsleistungen, welche die Befragten von ihren Eltern erhielten. Es ist anzunehmen, dass A. weder monetäre Unterstützung, also finanzielle Hilfe, noch nicht-monetäre Unterstützung, das wären alltagspraktische Versorgungs- und Dienstleistungen, im Übergang von ihrer Familie erhalten hat. Auch emotionale Unterstützung von der Familie dürfte bei A. ausgeblieben sein. Diese Art der Unterstützung konnte sie lediglich von ihrer Betreuerin erhalten:

„Also sie war da schon sehr unterstützend, wenn ich gsagt hab, bitte ich brauch dich jetzt mal einen Tag oder eben die eine Nacht, wo ich gsagt hab bitte schlaf da, schau dir das an.“

An einer anderen Stelle betont sie den Stellenwert der emotionalen Unterstützung:

„Also mir war eigentlich das Emotionale am wichtigsten.“

Es lässt sich also zusammenfassen, dass die Familie als Sozialisationsinstanz im Übergang nur bedingt bzw. wie bei A. gar nicht vorhanden war. Hier übernimmt die Betreuerin eine unterstützende Rolle ein, welche von A. in Anspruch genommen wird. Vor allem den emotionalen Aspekt dieser Rolle betrachtet A. als essenzielle Hilfe.

Die Familie als Sozialisationsinstanz im Übergang zeigt sich bei C., ähnlich wie bei ihrer Schwester, nur bedingt. Sie erzählt von ihrer Schwester A., auf die sie sich immer verlassen konnte, die jedoch eine Zeit lang als Unterstützung weg fiel, da in ihrer ersten WG *„[…] kein Kontakt nach außen war[…]“.* Jedoch betont sie mehrmals, dass sie sich immer auf ihre Schwester verlassen konnte.

In der Zeit des Übergangs waren für C. aus ihrer Familie vor allem ihre Tante und ihre Schwester wichtig, außerhalb ihrer Familie nennt sie Chefinnen, eine Krankenschwester, einen Pfleger und auch Tiere, die ihr in dieser Zeit zur Seite gestanden sind. Inwiefern die genannten Bezugspersonen ihr in dieser Zeit unter die Arme greifen konnten, erklärt sie nicht. Es ist anzunehmen, dass C. von ihrer Familie im Übergang weder finanzielle Hilfe noch andere alltagspraktische Versorgungs- und Dienstleistungen erhalten hat. Lediglich emotionale Unterstützung von Seiten ihrer Schwester ist anzunehmen, da sie ihre Beziehung zu A. mit folgenden Worten beschreibt:

„[…] davor waren wir a eingschweißtes Team und i hab mi auf sie verlassen können und sie auf mi […]“

„[…] für mi is die A. ein Engel.“

„[…]also nach dem Tod von unserm Vater, dass wir komplett zamghalten haben und dass die Beziehung immer enger worden ist und immer enger worden ist.“

„Ja eben die A. war immer wichtig für mi.“

4. Mit welchen Bewältigungsanforderungen haben A. und C. in ihrem Übergang ins Erwachsenenalter zu kämpfen?

Die Bewältigungsanforderungen (Kapitel 4.4. & 4.5.), mit denen sich junge Erwachsene im Übergang auseinandersetzen müssen, sind nicht zwingend dauerhaft relevant, kommen aber, wie es sich auch bei A. und C. zeigt, in unterschiedlichen Situationen und in der Auseinandersetzung mit anderen Individuen zum Ausdruck.

Eine dieser Anforderungen ist z.B. die Ausbildungs- bzw. Jobsituation. A. hat eine Lehre (Land- und Hauswirtschaft) abgeschlossen und geht zum Zeitpunkt des Interviews in eine Schule für Sozialbetreuungsberufe, um diplomierte Familienbetreuerin zu werden.

Auch C. ist damit konfrontiert, eine Ausbildung zu absolvieren und eine geeignete Wohnsituation für sich zu schaffen. Jedoch scheint bei C. ihre psychische Gesundheit eine wesentlichere Rolle zu spielen. Zum Zeitpunkt des Interviews befindet sich C. im Krankenhaus, die Ursache ist unbekannt. Auf den Verlauf ihrer psychischen Gesundheit geht C. nicht direkt ein, sie erwähnt jedoch selbstverletzendes Verhalten und mehrere Aufenthalte in der Psychiatrie:

„Und, jo, so is des halt irgendwie gangen, bis, dass i 14 woa, und mi das erste mal selber verletzt hab. Dann ismei Mama mit mir, ins, ah, in die Kinderpsychiatrie in T. gfahren. Dort ham’s mi 2 Wochen aufgenommen.“

„[…] danach, bin i, seima in die Psychiatrie nach T. wieder gekommen.“

„[…] und nach 1 Stund oder so hat mi dann die Polizei gefunden und haben mi in die Psychiatrie nach G. gebracht […].“

„Dann waren's Übergangswohnheime, dann waren's dazwischen lange Psychiatrieaufenthalte von ca. 6-7 Monate"

Eine weitere, immer wieder aufkommende Anforderung ist bei beiden Schwestern die eigene Wohnsituation. A. äußert sich dazu wie folgt:

„[…] mit 18 bin ich dort in eine eigene Wohnung gezogen, das hat nicht so funktioniert, wie ich mir das vorgestellt hab, dann bin ich wieder zurück ins Jugendhaus […]"

„[…]ich hab mir eigentlich alles selber organisiert, ich hab selber Wohnung gesucht […] bin ich dann in die eigene Wohnung gezogen, weil ich, ah, eine Freundin kennengelernt hab und wir jetzt gemeinsam wohnen."

Nach Stauber et al. (Kapitel 4.5.) können biographische Unsicherheit und Ungewissheit als Folgen dieser Anforderungen auftreten. Die Anforderung, sich bereits in jungen Jahren selbst um eine Wohnsituation Gedanken machen zu müssen, haben bei A. eindeutige Gefühle der Unsicherheit und Ungewissheit ausgelöst:

„[…] da hab ich dann ziemliche Angst gehabt, weil ich nicht wusste wo ich eigentlich leben soll […]"

Unsicherheit und Ungewissheit aufgrund der unterschiedlichen Anforderungen im Übergang können sich bei A. deutlich bestätigen. Der Gedanke, jeden Moment auf der Straße landen zu können, begleitet A. in dieser Zeit ständig.

C. wohnt zum Zeitpunkt des Interviews in einer vollbetreuten WG. Die Bewältigungsanforderungen gestalten sich für C. sehr schwierig. Ihr Ziel ist es jedoch, ihre Wohnsituation zu ändern, vielleicht mit ihrer Schwester zusammenzuziehen, und eine Arbeit zu finden. Dies hängt aber mit ihren Fortschritten im Rahmen der Therapie zusammen:

„Ja i weiß selber noch net, ob das was wird überhaupt, weil … dass i vielleicht was mit der A. gemeinsam mach, aber schauma mal. I hab ja keine Ahnung.. dass i so weit in der Therapie vorankomm, dass i a Ausbildung abschließen kann und dann, damit i arbeiten kann, als Angestellte oder so"

5. <u>Wie zeigt sich der Handlungsspielraum von A. und C. im Übergang?</u>

Die Rolle der Selbstwirksamkeit im Übergang (Kapitel 4.6.) lässt sich bei C. sehr schwierig feststellen. Lediglich an ihren Zielen kann man erkennen, dass sie etwas an ihrer aktuellen Situation ändern möchte und auch motiviert ist, selbst etwas dafür zu tun:

„Also i hab schon noch weitere Ziele."

Auf die Frage, welche Ziele das genau sind, antwortet C.:

„Ja i weiß selber noch net, ob das was wird überhaupt, weil … dass i vielleicht was mit der A. gemeinsam mach, aber schauma mal. I hab ja keine Ahnung.. dass i so weit in der Therapie vorankomm, dass i a Ausbildung abschließen kann und dann, damit i arbeiten kann, als Angestellte oder so…"

Sie wirkt zwar recht unsicher bei der Formulierung ihrer Ziele, jedoch zeigt sich, dass sie Ziele hat und das lässt, wenn auch nur bedingt, ein gewisses Gefühl der Selbstwirksamkeit erkennen.

Bei ihrer Schwester hingegen kann man die Rolle der Selbstwirksamkeit im Übergang (Kapitel 4.6.) sehr gut an folgenden Worten, welche sie an andere Care Leaver richtet, erkennen:

„Dass man das Vertrauen hat, dass man was schaffen kann, dass man [ähm] sehr wohl auch ein Mensch ist, der Ressourcen hat und auch was zustande bringen kann [ähm] und dass, wenn's Probleme gibt, dass man sich Hilfe holen kann und dass das auch gut so ist und in Ordnung so ist […]"

Mit diesem Ratschlag von A. an andere junge Erwachsene, welche sich im Übergang aus einer stationären Kinder-und Jugendhilfe befinden, hebt sie sehr stark die individuelle Selbstwirksamkeit hervor. Ihr ist also bewusst, dass man auch in schwierigen Situationen Ressourcen hat, nach Hilfe fragen und die Dinge selbst in die Hand nehmen kann.

Denn, *„Care Leaver sind genauso ein Teil der Gesellschaft wie alle Anderen und sie haben die Chance was zu erreichen und ein guter Teil der Gesellschaft zu werden […]", so A.*

6. <u>Wie zeigen sich die Ökonomischen, Wohlfahrtsstaatlichen und Sozialen Dimensionen bei Care Leavern?</u>

In diesem Kapitel wird der Bezug zu den Ökonomischen, Wohlfahrtsstaatlichen und Sozialen Dimensionen sozialer Ungleichheit nach Hradil (siehe Kap. 5.2) hergestellt. So stellt sich die Frage, inwiefern sich bei den Interviewpersonen Kontexte (un-)gleicher Lebens- und Hand-

lungsbedingungen feststellen lassen. Dabei sollen die vielfältigen Kombinationen und Konstellationen vorteilhafter und nachteiliger Lebensbedingungen erfasst und die damit verbundenen Handlungssituationen rekonstruiert werden. So wird im Folgenden die Verschiedenheit und Komplexität der Lebenslage von Care Leavern anhand der Dimensionen ungleicher Lebensbedingungen verdeutlicht.

Ökonomische Dimensionen:

Als A. nach dem Tod ihres Vaters mit ihrer Mutter in ein gemietetes Haus zog, berichtet sie, dass sie *„großteils allein daheim"* war und *„sich um die ganzen Sachen gekümmert hat".* Dies nahm auch Einfluss auf den formalen Bildungsweg von A., wonach sie nicht mehr die Schule besuchte*, „weil es einfach untragbar war"*. Daraufhin beschlossen A. und ihre Mutter, dass im kommenden Schuljahr der Versuch eines erneuten Wiedereinstiegs in den Schulalltag gestartet wird. Bezugnehmend auf die schulische Ausbildung berichtet A. dann erst wieder von der Lehre für Land- und Hauswirtschaft, die sie im Zeitraum vom 17. bis zum 20. Lebensjahr absolvierte. Mit dem Ende des 21. Lebensjahres, als sie aus der Betreuung ausscheidet, beschloss sie zudem noch die Schule für Sozialbetreuungsberufe zu besuchen.

C. erzählt über ihren Bildungsweg, dass sie nach dem Kindergarten und der Volksschule auf ein Gymnasium ging. Vom Gymnasium wechselte sie jedoch nach 1 ½ Jahren, woraufhin sie die Hauptschule und später die Sozialschule besuchte. Auf die Frage, wie ihr Bildungsweg ausgesehen hat, führt sie weiter aus, dass sie zudem die Ausbildung zur veterinärmedizinischen Fachkraft begann. Auf die Nachfrage, ob sie noch das Ziel hat die Ausbildung zu beenden, sagt C.: *„Ähm […] na, eigentlich möchte i was anderes machen".* Zudem äußert sie den Wunsch, dass sie *„so weit in der Therapie vorankomm[t], dass [sie] a Ausbildung abschließen kann",* damit sie *„als Angestellte oder so"* wo arbeiten kann.

Die beiden Interviewten haben in diesem Fall keinen höheren Bildungsweg eingeschlagen. Lediglich A. absolvierte eine Lehre und begann zudem eine weitere Ausbildung, während C. ihre Ausbildung ganz abbrach.

Sting verweist zudem darauf, dass in Kinder- und Jugendhilfeeinrichtungen häufig Differenzen zwischen der Alltags- und Schulkultur bestehen, da dort weniger die schulische Förderung, sondern vielmehr die Vermittlung alltagspraktischer Kompetenzen im Vordergrund steht (Sting et al., 2019, S. 17). So weisen auch Groinig et. al darauf hin, dass in der Zeit der Jugendhilfe primär die finanzielle Unabhängigkeit und Selbstständigkeit bei Care Leaverngefördert wird (Groinig, Maran, et al., 2019, S. 179–181). Darüber hinaus wird von vielen Institutionen ein

frühes Ende der Inanspruchnahme von Unterstützungsleistungen angestrebt, wodurch die Absolvierung niedrigerer Bildungs- bzw. Lehrabschlüsse im Fokus steht (Sting et al., 2019, S. 16–17). Auch die Untersuchungen von Groinig et. al haben ergeben, dass die Jugendhilfe einen schnellen Berufseinstieg intendiert (Groinig, Maran, et al., 2019, S. 179).

In Bezug auf die finanzielle Situation hebt A. positiv hervor, dass man zum Zeitpunkt des Auszuges *„sehr gut vorbereitet wird“* und geschaut wird, *„dass die Finanzen passen“.* Sie beschreibt, dass man einen Teil des Gehalts selber bekommt, der andere Teil auf einem Luxussparkonto angelegt und ergänzend dazu noch ein Pflichtsparkonto geführt wird. Sie berichtet davon, dass *„das Gehalt sozusagen durch drei geteilt“* wird und man spätestens nach der Betreuungszeit auf alle Konten zugreifen kann. Zudem nimmt A. die Betreuung durch ihre Sozialarbeiterin als sehr unterstützend wahr und betont: *„Sie ist da wirklich mit mir viel herumgefahren und hat wirklich viel gecheckt mit mir, dass ich auch z.B. Leistungen bekomme, die ich sonst nicht bekommen würde, weil ich davon keine Ahnung hab“.* Zudem erwähnt sie eine Anlaufstelle, an die sich Care Leaver wenden können. So sagt A.: *„Und es ist aber die Möglichkeit, wenns finanzielle Probleme hast und die Waschmaschine eingeht und du hast ka Geld mehr für a Waschmaschine oder so, dass sie dir da eigentlich eine Unterstützung geben können in Form einer Spende“.*

C. antwortet auf die Frage, in welchen Bereichen sie Unterstützung gebraucht hätte, dass sie gerade in finanziellen Belangen auf Hilfe angewiesen ist. Demnach erzählt sie: *„Das ganze Finanzielle, die Formulare, das hab i bis heite net wirklich, also, den Sachwalter bin i echt froh, dass I den hab“.*

Während A. optimistisch über die Betreuung in finanziellen Belangen berichtet und ihre Sozialarbeiterin als sehr unterstützend wahrnimmt, äußert C. das Bedauern, dass sie in vielen Bereichen noch mehr Hilfestellungendurch eine fixe Bezugsperson gebraucht hätte. Dennoch nimmt C. die Unterstützung durch ihren Sachwalter, der ihr die finanziellen Angelegenheitenabnimmt, als sehr hilfreich war.

Sting hebt hervor, dass der Fremdunterbringung meist traumatisierende Ereignisse zugrunde liegen. Vor allem Kinder und Jugendliche, die in der stationären Erziehungshilfe groß werden, sind häufig psychisch belastet und von Krisen oder Traumatisierungen betroffen (Sting et al., 2019, S. 17). Hier wird umso deutlicher ersichtlich, dass Beziehungen zu Ansprechpersonen eine wesentliche Rolle für die weitere Entwicklung spielen.

<u>Wohlfahrtsstaatliche Dimensionen:</u>

Bezugnehmend auf die Wohnverhältnisse kann festgestellt werden, dass A. bereits im Laufe ihres jungen Lebens zahlreiche unterschiedliche Wohnorte bzw. Wohnsituationen vorweisen kann. So wurde sie in Oberösterreich geboren und zog daraufhin mit ihrer Mutter in die Wachau. Nach acht Jahren zog A. mit ihrer Familie in ein Haus in Krems. Nachdem vermehrt Streitigkeiten vorkamen, welche in Polizeieinsätzen endeten, und nach häufigen Vorfällen von Gewalt in der Familie, zog ihre Mutter mit A. und ihrer Schwester in ein Frauenhaus.

Durch die Scheidung schien A. wieder hin und hergerissen zu sein zwischen ihrem Vater und ihrer Mutter. So berichtet sie, dass sie unter der Woche bei ihrem Vater wohnte und am Wochenende bei ihrer Mutter. Als ihr Vater Selbstmord beging, kamen A., sowie ihre Schwester und Mutter in die Kinder- und Jugendpsychiatrie. Auf Forderung der Ärzte, die Mutter müsse eine geeignete Wohnsituation für ihre Kinder schaffen, zog die Familie wieder in ein Haus. Nachdem die Mutter aber nach kurzer Zeit den Entschluss fasste, wieder in das neu renovierte Haus in Krems zu ziehen, verschlechterte sich die Situation von A. erneut. So kam A. anschließend bei der ehemaligen Freundin ihrer Mutter unter. So wurde vom Jugendamt *„eine eigene Regelung geschaffen“,* dass A. in der neuen Pflegefamilie wohnen konnte. Leider fühlte sich A. auch dort nicht wohl und merkte, dass *„die Familienstruktur [sie] zu sehr schafft“*. Sie reagierte mit selbstverletzendem Verhalten und Suizidäußerungen, wonach sie in die Psychiatrie eingewiesen wurde. Jedoch wurde dort sehr schnell klar, dass sie dort nicht wohnen kann. Daraufhin zog sie in die WG einer sozialen Einrichtung zu ihrer Schwester, in der sie vom 13. bis zum 18. Lebensjahr wohnte. Im weiteren Verlauf organisierte sie sich selbst eine Wohngemeinschaft in Wien, wo sie sich die Wohnung mit einer Mitbewohnerin teilte. Relativ schnell merkte sie aber, dass *„das nix für [sie] ist“.* A. weist dabei auf ihr unüberlegtes Vorgehen hin und reflektiert über den Einzug in die WG: *„ich war da eigentlich total so, total leichtsinnig“, „im Nachhinein denk ich mir, wie blöd warst du eigentlich.* A’s Dilemma zeigte sich einerseits dadurch, dass sie sich in der WG nicht wohlfühlte und es ihr immer schlechter ging. Andererseits sah sie sich mit folgendem Problem konfrontiert:

„Wenn du ausgezogen bist, kannst du nicht mehr zurück in das Jugendhaus […], d.h. du sitzt dann eigentlich auf der Straße, du wirst zwar betreut und du wirst, es wird geschaut ob du was Neues findest, aber wenn’s wirklich hart auf hart kommt, dann hast du nichts“.

Nachdem sich ihr psychischer Zustand verschlechterte, sie in alte Muster zurückfiel und erneut einen Selbstmordversuch beging, erhielt sie Unterstützung von ihrer Bezugsbetreuerin. Diese schaffte für A. *„innerhalb von einem Monat eine neue Wohnsituation“,* woraufhin sie in ein

Lehrlingsheim zog, in dem sie sich sehr wohlfühlte. Mit 21 Jahren, als sie ihre Freundin kennenlernte, zogen sie in eine eigene Wohnung.

Über die erste Wohnsituation an die sich C. erinnern kann, spricht sie, dass sie mit ihrer Mutter in O. in einer Wohnung gelebt hat. Kurz nach der Geburt ihrer Schwester A. zogen sie gemeinsam zu ihrem Vater nach N. Als sie acht Jahre alt war, berichtet C. davon, dass sie *„in a andre Wohnung, glei nebenan gezogen [sind], weil die a bissl größer war".* Ergänzend fügte sie hinzu: *„Ahm, oba es woa holt, es woa holt a Dienstwohnung von meinem Papa".* Dort wohnte die Familie bis C. nach eigenen Angaben 12 Jahre alt wurde. So erzählt sie: *"Wir haben in der Dienstwohnung gewohnt bis i 12 war, dann seima umgezogen in ein Haus, in ein Reihenhaus in K.".* Laut C. ist es dann *„schwieriger worden mit der Beziehung [ihrer] Eltern"*, wodurch die Mutter sie in ein Internat gab. Da sie dort *„absolut unglücklich"*war und sie sich *„das erste Mal selber verletzt"*, wurde sie von ihrer Mutter in die Kinderpsychiatrie nach T. gefahren. Nach dem Selbstmord ihres Vaters wohnte C. mit ihrer Schwester erneut bei ihrer Mutter in einer Ersatzwohnung. Nachdem sie dort aber wieder auf sich alleine gestellt waren, kamen ihre Schwester A. und C. in die Kinderpsychiatrie nach T., in der C. bereits einen Aufenthalt hatte. C. berichtet dabei über die *„dramatische Zeit"* in der Psychiatrie, in der sie acht Monate lange blieb. Sie erzählt: *„Ahm, der Aufenthalt von mir hat dauert acht Monate durchgehend".*

Nach acht Monaten kam C. in die *„soziale Einrichtung"* nach H. Dort blieb sie, bis sie aufgrund des Alters von 17 ½ Jahren in einer anderen WG untergebracht wurde. C. erzählt in diesem Zusammenhang, dass sie in eine neue WG, eine *„Drogenentzugs- WG transferiert"* wurde, in der sie drei Monate blieb. Zu den Wohnbedingungen dieser WG sagt C.: *„Also, des war a WG wo ka Fernseher, ka Handy, ka Kontakt nach außen, ahm, isanzige war die Möglichkeit Briefe zu schreiben, und die sein kontrolliert worden, und, ka Ausgang und nix".* Nach drei Monaten schaffte sie es über den *„drei Meter hohen Zaun"* zu klettern. Nachdem sie die Polizei kurz darauf wiederfand, wurde sie in eine andere Psychiatrie in G. gebracht. Resümierend sagt C. über ihre Kindheit und Jugend: *„Insgesamt waren's schon 16 WG's die i durchhab, wobei i in kaner länger war als maximal drei Monat, außer in ana 3 ½ Jahr und in der Jetzigen werden's bald zwei Jahr".* Sie erzählt, dass sie sich in den WG's*„absolut ned wohlgefühlt"* hat.

Anhand der Darstellung der Wohnbedingungen von A. wird ersichtlich, dass vor dem Hintergrund der Scheidung bzw. des Todes ihres Vaters, eine lange institutionelle Laufbahn begann, die von unterschiedlicher Dauer in Einrichtungen sowie von einem ständigen Wechsel gekennzeichnet war. Sehr ähnlich kristallisiert sich dies auch bei ihrer Schwester A. heraus, die her-

vorhebt, dass sie bereits in 16 WG's gelebt hat. Hier zeigen sich bei beiden Interviewten diskontinuierliche Lebensverläufe, die durch einen häufigen Einrichtungs- bzw. Personalwechsel geprägt sind.

Soziale Dimensionen:

Über die Beziehung zu ihrem Vater spricht A., dass er in der Erziehung immer wieder Gewalt anwandte. So erzählt sie: *„Also wir sind schon geschlagen worden, aber für mich war das normal. Es war jetzt nicht so, dass ich mir gedacht habe, ok es is so tragisch".* Zudem weist A. auf den Kontrollzwang ihres Vaters hin und beschreibt, dass sie und ihre Schwester pünktlich um sechs zu Hause sein mussten, weil es sonst eine *„Watschen"* gab. Trotz den Streitigkeiten und der häuslichen Gewalt, die A. erlebt, fühlte sie sich *„immer sehr mit dem Papa verbunden".* Die Verbundenheit zu ihrem Vater äußert sich durch dieselben Hobbys die A. und ihr Vater teilten, durch die gemeinsame Zeit, die sie mit Fußball spielen im Garten miteinander verbrachten. Den Tod ihres Vaters konnte A. zunächst gar nicht glauben. Obwohl man einen Abschiedsbrief von ihm fand, hätte es A. ihrem Vater *„nicht zugetraut",* dass er Selbstmord begeht. Als man ihren Vater nach dem Brand im einsturzgefährdeten Haus vorfand, geht A. fest davon aus, *„dass er das Haus retten wollte, weil er immer so [ihr] Held war".*

Nach dem Suizid ihres Vaterswollte A. nicht in einer Wohngemeinschaft so wie ihre Schwester untergebracht werden, sondern *„noch bei [ihrer] Mama bleiben, weil [sie] irgendwie dem Allem noch eine Chance geben"* wollte. Umso überraschter schien A. zu sein, als ihr ihre Mutter mitteilte, dass sie wieder *„ins Haus zurückgehen"* werde. Für A. *„war das so, ja, sie zieht wieder ins Haus zurück und ich soll schaun wo ich bleib, ahm, ja, das, da hab ich dann ziemliche Angst gehabt".* Über ihre Mutter spricht A. erst dann wieder, als die Frage gestellt wird, wie ihr aktuelles Netzwerk bzw. wie der Kontakt mit ihrer Familie beschrieben werden kann. A. berichtet davon, dass der Kontakt zu ihrer Mutter wieder sehr gut ist. So äußert sie sich diesbezüglich wie folgt: *„Da bin ich stolz drauf, dass ma so gut daran gearbeitet haben, dass das a richtig gute Mutter-Tochter-Beziehung wurde".*

Eine Person, die A. zudem als *„sehr unterstützend"* wahrnimmt, ist ihre Bezugsbetreuerin. Während es ihr in der WG in Wien immer schlechter geht und sie es dort nicht mehr aushält, schien ihre Betreuerin ein wichtiger Ankerpunkt zu sein. Als sie dort einen Selbstmordversuch begeht, sagt A. daraufhin ihrer Betreuerin: *„[Du] versteh[s]t das nicht, wieso ich so etwas gemacht hab".* A. erzählt dabei, dass sie mehrmals mit ihrer Betreuerin über die belastende Situation sprach. Daraufhin übernachtete diese sogar in ihrer WG, als A. darum bat, um zu schauen,

„was bei [ihr] hochkommt“. Nach dieser Nacht kümmerte sich ihre Betreuerin rasch um eine neue Wohnsituation für A., in der sie sich sehr wohlfühlte. A. betonte wiederholt, dass sie sich in einer sehr glücklichen Position befand, da ihre *„Bezugsbetreuerin […] fast täglich dann kommen ist und das auch teilweise auf ihre Privatzeit geschrieben hat“.* Sie weist dabei auf das Privileg hin, dass ihre Betreuerin *„sogar in der Nacht kommen [ist], wies [ihr] nicht gut gangenis“* und dass das *„halt auch unterschiedlich von den Betreuern her [ist], wie sie das Handhaben“.* In diesem Zuge führt sie an, dass der emotionale Beistand ihrer Bezugsbetreuerin *„am wichtigsten“* war. Zusätzlich erwähnt sie das *„Privatangebot der Betreuerin, dass [sie sich] bei ihr melden kann, wenn irgendwas Schlimmes is“.*

Ihre Wege von A. und ihrer Schwester C. trennten sich nach dem Tod ihres Vaters, als C. in eine soziale Einrichtung zog. Nachdem A. sich jedoch in der Pflegefamilie nicht wohlfühlte, da *„die Familienstruktur [sie] zu sehr […] schafft“,* zog sie in die betreute WG, wo auch ihre Schwester untergebracht war. Wie in diesem Zeitraum die Beziehung zu ihrer Schwester war, beschreibt A. nicht. Erst auf die Rückfrage auf die aktuellen familiären Verhältnisse erwähnt A.: *„Ahm, ja mit meiner Schwester is halt schwierig, weil die is sehr schwer noch, also, die is sehr schwer krank dann eigentlich an einer psychischen Erkrankung“.* Weiters erzählt sie: *„Ahm, sie lebt in einer Wohngemeinschaft, also da is auch schwieriger, aber wir haben trotzdem ein sehr inniges Verhältnis und telefonieren oft und sehen uns auch des Öfteren“.*

Eine weitere primäre Bezugsperson von A. scheint auch noch ihre Tante zu sein, die ihr an dem Tag, als ihr Vater verstarb, wichtigen Beistand leistete. A. spricht davon, dass ihre Tante sie an dem Tag sehr gut auffing und für sie da war, indem sie *„einen Kakao gemacht und [sie] dann eigentlich ins Bett gebracht“* hat.

Andere Personen, die A. im Interview erwähnt, sind etwa die Nachbarin und Freundin ihrer Mutter, bei der sie eine Zeit lang lebte. So schaffte das Jugendamt *„eine eigene Regelung“,* sodass A. vorübergehend bei der Pflegefamilie unterkam. Darüber hinaus erwähnt A. ihre Geschwister. Dazu zählen ein Halbbruder, *„der schon älter ist“* und den sie aber nicht kennt, der Halbbruder namens Peter, die Halbschwester, sowie ihre *„richtige Schwester“* und ihr Pflegebruder. Weiters erwähnt sie einen Betreuer *„der in [ihrer] WG gearbeitet hat*“ und zudem sie auch noch einen *„emotionalen Bezug“* hat und sich bei ihm *„jederzeit melden“* kann. Darüber hinaus spricht A. von M., dem Leiter einer Anlaufstelle, an den sie sich auch wenden konnte. Auf die Frage, ob A. auch außerhalb der sozialen Einrichtungen Leute kennenlernen konnte, antwortet sie, dass momentan kaum mehr ein Netzwerk aus der sozialen Einrichtung

hat. Sie äußert, dass sie den Wunsch hat Freundschaften außerhalb der Einrichtungen zu knüpfen, weil sich dort *„alle so aufführn“.* So begann A. im Alter von 17 Jahren zu ministrieren, wodurch sie, laut eigenen Aussagen Freunde fand. Außerdem baute sie ein Netzwerk *„von Freunden aus der Berufsschule“* auf, was ihr *„extrem wichtig“*war. Sie erzählt: *„Vor allem auch so wichtige Bezugspersonen auch außerhalb hinzuzuholen für nach der Betreuung, das war schon eines der Punkte, wo ich froh bin, dass ich das bedacht habe“*. Aus der sozialen Einrichtung hat sie nur mehr zu einer Person Kontakt, mit der sie gemeinsam in der WG wohnte.

C. erzählt über die Beziehung zu ihrem Vater, dass auch wenn es Gewalt gegenüber C. und ihrer Schwester A. gab, das Verhältnis zum Vater gut war. C. sieht sich eher als „Papa-Kind“ und erzählt über ihre Kindheit, die von Gewalt geprägt war*:*

„Dadurch, dass I netgwusst hab, dass das net normal is, hab i das als normal empfunden, somit wars für mi net so schlimm eigentlich.“

C. relativiert die gewaltvolle Erziehung ihres Vaters, indem sie ihn als *„liebevolle[n] Vater, der alles getan hat“*, bezeichnet. So sagt sie: *„Die Beziehung war immer guat, ja sie war guat, wirklich guat“*. Auch als ihre Mutter C. ins Internat brachte, *„weil sie [sie] beschützen wollte“,* telefonierte C. stundenlang mit ihrem Vater und sehnte sich nach ihrem Zuhause.

Über ihre Mutter erzählt C., dass *„sie a alles getan hat“.* So war es ihre Mutter, die C. aus dem Kreislauf der gewaltvollen Erziehung ihres Vaters rausholen wollte, indem sie C. in ein Internat brachte. Als C. sich selbst verletzte, war es auch ihre Mutter, die mit ihr in die Kinderpsychiatrie nach T. fuhr. Die Hilfeversuche ihrer Mutter konnte C. jedoch lange Zeit nicht als solche „erkennen“ und erzählt, dass sie sich *„über zehn Jahr[e] mit [ihrer] Mutter net wirklich gut [versteht]“*. Laut C. war die Beziehung *„von Anfang an net so guat“*, bis es *sich „dann eben erst so richtig geändert [hat] vor zwei Jahren circa“*. Ab dem Zeitpunkt, wo A., C. und ihre Mutter auf der Kinderpsychiatrie ein Gespräch hatten, änderte sich die Beziehung, woraufhin die Mutter C. in ihrer WG *„immer öfter besuchen“*kam. Anfangs wunderte sich C. darüber und konnte es nicht verstehen, warum ihre Mutter sie plötzlich regelmäßig besuchen kam. C. fügt den Erzählungen hinzu:

„Und irgendwie hab ichs aber doch zugelassen und es is dann immer besser geworden und ja, jetz passts eigentlich.“

C. bezeichnet ihre Schwester A. als *„ein Engel“* und die Beziehung zueinander als *„super“.* Das Verhältnis zwischen den Schwestern veränderte sich jedoch erst nach dem Tod des Vaters

„schlagartig“. Während es in der Kindheit noch viel Streit gab, wurde die Beziehung ab dem Alter von 12 und 15, nach dem Tod ihres Vaters, immer enger. Sie erzählt: „*Also nach dem Tod von unserem Vater [haben] wir komplett zamghalten“* wodurch *„die Beziehung immer enger worden ist“.* Der Kontakt brach jedoch ab, als es aufgrund des schlechten Zustands beider Schwestern zu einer 1 ½- jährigen Kontaktpause kam. So sagt C.: *„[A.] hat net damit umgehen können, dass es mir schlecht geht und ihr selberis es a net gut gangen“*. Als beide in die Psychiatrie nach T. kamen, wurden sie dort voneinander getrennt und in unterschiedlichen Stationen untergebracht. C. beschreibt diese Zeit als sehr dramatisch. Wie C. dann in ihrer ersten WG untergebracht und der Kontakt zu externen Personen verboten wurde, stellte der Kontaktabbruch zu ihrer Schwester eine große Herausforderung dar. Dies wurde klar, als C. erzählt: *„Also in der ersten WG, wo kein Kontakt nach außen war, wars komplett schwierig für mi, dass i plötzlich auf einmal die A. nemaghabt hab“*. Zuerst waren sie ein *„eingeschweißtes Team“* und dann fühlte sich C. auf einmal als wäre sie *„plötzlich weg von allem“*. C. beschreibt die Situation als herausfordernd, weil sie zu diesem Zeitpunkt nicht mehr wirklich wusste, wo sie hingehörte. So führt sie aus: *„Manchmal habi mi gfühlt wie wann i net auf dem Planeten daham war“.* Auch für die Zukunft scheint A. eine wichtige Person für C. zu bleiben, da sie den Wunsch äußert gemeinsam etwas mit ihrer Schwester zu machen.

Eine wichtige Kontaktperson stellt zudem ihre Tante dar, die bereits auf sie aufpasste, als C. zwei Jahre alt ist. C. sagt diesbezüglich: *„Da ismei Mama arbeiten gangen und hat mi bei meiner Tante lassen“*. C. gefiel es gut bei ihrer Tante. Diese sah sie jedoch nicht mehr regelmäßig ab dem Zeitpunkt, als ihre Schwester zur Welt kam und sie nach N. zogen. Trotzdem hatte C. eine *„sehr gute Beziehung“* zu ihrer Tante, die auch im Übergang, ab dem 18. Lebensjahr eine wichtige Bezugsperson darstellte.

Auf die Frage, ob sie im Laufe ihres Lebens eine fixe Ansprechperson hatte, an die sich C. wenden konnte, antwortet sie wie folgt: *„So a fixe Betreuungsperson, die was halt, mir die Richtung zagt, hab i nedghabt.“* C. hätte sich gewünscht, dass sie wen *„zur Verfügung gstelltgregthätt, der [ihr] die richtige Richtung zagt hätt“.* So äußert C. den Wunsch nach einer Vertrauensperson, die ihr den richtigen Weg aufgezeigt hätte. In diesem Zusammenhang verweist sie auf die Betreuungspersonen, die sie in den verschiedenen Einrichtungen kennenlernte. So gibt es laut C. zwei Seiten von Betreuungspersonen. *„Die jungen, guten, sein immer schwanger worden und dann nimmer kommen. Und die Männer, die was gut gwesen wären, […] haben sich nach a paar Wochen an anderen Job gesucht.“* C. erwähnt, dass den Betreuungspersonen

viel egal gewesen ist. Es sei ihnen egal gewesen, *„ob da kifft worden ist, ob's mal a Pille eingworfen worden is, ob de unter 16-jährigengraucht haben, ob die unter 16-Jährigen irgendwelche Alkoholvergiftungen ghabt haben".* Hier lässt sich erkennen, dass sich C. in den Einrichtungen nicht gut aufgehoben fühlte und sie die Einstellung der Mitarbeitenden als gleichgültig wahrnahm.

Weitere Personen die C. erwähnt, sind ihre Geschwister. Der älteste Bruder, der ihr *„jedes Weihnachten ein Paket mit Keksen"* schickt und die anderen zwei Halbgeschwister, die jedoch keinen Kontakt wollen. Zu ihrem Onkel väterlicherseits hat sie nur zeitweise Kontakt. Weiters erwähnt sie die Familie mütterlicherseits, die sie *„eigentlich generell sehr gern"* mag. Personen, die ihr im Übergang unterstützend zur Seite stehen, warn ihre beiden Chefinnen, bei denen sie temporär als Tierarztassistentin arbeitete. Zudem beschreibt sie als wichtige Person eine Krankenschwester, *„bei der [sie] dann gwohnt"* hat. Zu einem Pfleger aus der Erwachsenenpsychiatrie in T. hat sie auch noch Kontakt, der sie *„noch besuchen kommt und [ihr] hilft".* Zudem erzählt sie, dass auch die WG, in der sie aktuell wohnt, und ihre Partnerin sehr wichtig in ihrem Leben sind.

Neben den Personen verweist sie auch einige Male auf Tiere, die ihr sehr geholfen haben. So erzählt sie, dass sie bereits in der Kindheit einen Hund, ein Aquarium, ein Meerschweinchen, Hasen, einen Wellensittich und später dann eine Maus hatte. C. erzählt: *„Also i hab immer die Tiere ghabt, wenn i das Gefühl ghabt hab, ka Mensch versteht mi mehr, bin i immer zu den Tieren gangen".*

Vergleicht man nun die Beziehungen der beiden Schwestern so wird ersichtlich, dass A. innerhalb der institutionellen Rahmenbedingungen durch ihre Bezugsbetreuerin mehr Unterstützung und Kontinuität erfährt als ihre Schwester. Während ihre Schwester von einem ständigen Wechsel der Betreuungspersonen erzählt und den Wunsch nach einer fixen Bezugsperson äußert, hebt A. deutlich positiver hervor, dass die ihr zugewiesene Sozialarbeiterin sehr viel für sie machte und ihr eine große Hilfe war. Auch außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe erscheint es so, als ob A. ein größeres Netzwerk aufbauen kann als ihre Schwester.

11 Fazit

Im Zentrum des Erkenntnisinteresses der vorliegenden Arbeit steht die eingangs formulierte Forschungsfrage, wie Care Leaver den Austritt aus der stationären Kinder- und Jugendhilfe erleben. Welche Übergangsmaßnahmen als unterstützend wahrgenommen wird, was belastend sein und wie eine Optimierung des Übergangsprozesses aussehen kann, wurde dabei vor dem Hintergrund biographie- und ungleichheitstheoretischer Überlegungen analysiert. So stellt die Verschränkung der theoretischen Perspektiven zu Ungleichheitsanalysen als auch zu Individualisierungsprozessen und Normalitätskonstruktionen im Kontext der Leaving Care Thematik einen wesentlichen Aspekt der Arbeit dar.

Das methodische Vorgehen besteht aus biographisch- narrativen Interviews, wodurch den Befragten ermöglicht wurde, eigene Schwerpunkt- bzw. Relevanzsetzungen darzulegen. Um die Erfahrungen der Care Leaver und deren subjektive Verarbeitung zu rekonstruieren, wurden die gewonnenen Daten anhand der Narrationsanalyse ausgewertet. Die Untersuchungen ergaben, dass Übergänge mit einer Reihe von individuellen Herausforderungen, gesetzlichen Hürden und nachteiligen Bedingungen von Seiten des Hilfesystems einhergehen.

So berichtet A. zwar über adäquate Vorbereitungen, die etwa bezüglich finanzieller Belange durch ihre Bezugsbetreuerin stattgefunden haben, trotzdem stellt sich der Übergang für A. als schwierig heraus. Zukunftsängste, Zweifel und die Verarbeitung von belastenden Situationen in der Biographie erweisen sich als sehr herausfordernd beim Austritt aus der Heimerziehung. C. berichtet ebenso über Vorbereitungsschritte, jedoch weist sie, was möglicherweise auch auf den ständigen Einrichtungswechsel zurückzuführen ist, auf die fehlende Beziehungskontinuität in den sozialen Einrichtungen hin. Die Gleichgültigkeit der Betreuer*innen C. gegenüber bilden vor dem Hintergrund traumatisierender Erfahrungen in der Kindheit für sie nicht die nötige Basis, um den Übergang ohne Angst und Zweifel zu erleben.

Ein weiterer Aspekt, der als herausfordernd erlebt wird, ist jener der begrenzten Betreuungszeit bzw. die Tatsache, dass die Gewährleistung der Unterstützungsmaßnahmen mit bestimmten erbrachten Leistungen bzw. dem Alter gekoppelt ist. So äußert A. die Kritik, dass sie regelmäßige Leistungsnachweise erbringen musste und wiederholt Anträge stellen muss, um weiterhin im Hilfesystem zu verbleiben. Positiv hebte A. hervor, dass ihr der Kontakt von Anlaufstellen weitergeleitet wurde, an die sie sich bei Problem wenden kann. Jedoch ist das bloße Informieren über nachfolgende Unterstützungsformen nicht ausreichend, um den Übergang für Care Leaver

zu optimieren. Was sich in den Ergebnissen herauskristallisiert hat, ist, dass sich primär die gesetzliche Lage für Care Leaver ändern muss.

Demnach wird die Forderung erhoben, den zeitlichen Unterstützungsrahmen von Angeboten auszudehnen und adäquate Unterstützungsleistungen anzubieten, die über die Vollendung des 18. Lebensjahres hinausgehen. Vor dem Hintergrund dieser wissenschaftlichen Erkenntnisse, ist ein Ausbau des Versorgungssystems notwendig, damit Care Leaver wesentlich länger Anspruch auf (finanzielle) Versorgungsleistungen und ebenso auf eine adäquate Nachsorge in Form von Therapie oder durch Unterstützung von Sozialarbeiter*innen haben.

Literatur

Becker, B. (2020). Lebensverlaufsforschung und Übergangsforschung. In A. Wanka (Hrsg.), *Reflexive Übergangsforschung theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen*.

Bolte, K. M., & Hradil, S. (1988). *Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland* (6. Aufl). Leske + Budrich.

Burzan, N. (2011). *Soziale Ungleichheit: Eine Einführung in die zentralen Theorien* (4. Aufl). VS, Verl.für Sozialwiss.

Dommermuth, L. (2008). *Wege ins Erwachsenenalter in Europa: Italien, Westdeutschland und Schweden im Vergleich* (1. Aufl). VS, Verl. für Sozialwiss.

Ecarius, J. (2018). Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In H. Lutz, M. Schiebel, & E. Tuider (Hrsg.), *Handbuch Biographieforschung* (2., korrigierte Auflage). Springer VS.

Ehlke, C. (2013). Care Leaver auf dem Weg in die Selbstständigkeit: Perspektiven junger Erwachsener aus stationären Jugendhilfeeinrichtungen auf ihren Übergang in ein eigenständiges Leben. *Sozial Extra*, *37*(9), 53–55. https://doi.org/10.1007/s12054-013-1055-5

Groinig, M., Hagleitner, W., Maran, T., Sting, S., & Varch, A. (2019). Front Matter. In *Bildung als Perspektive für Care Leaver?* (1. Aufl., S. 1–4). Verlag Barbara Budrich; JSTOR. https://doi.org/10.2307/j.ctvfrxqnt.1

Groinig, M., Maran, T., Hagleitner, W., & Sting, S. (2019). *Bildung als Perspektive für Care Leaver? Bildungschancen und Bildungswege junger Erwachsener mit Kinder- und Jugendhilfeerfahrung* (1. Auflage). Verlag Barbara Budrich.

Hanses, A. (2018). Biographie und Institutionen. In H. Lutz, M. Schiebel, & E. Tuider (Hrsg.), *Handbuch Biographieforschung* (2., korrigierte Auflage). Springer VS.

Hradil, S. (1987). *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft: Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Leske + Budrich.

Hradil, S. (2009). *Soziale Ungleichheit: Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse* (H. Solga, J. J. W. Powell, & P. A. Berger, Hrsg.). Campus Verlag.

Hradil, S., & Schiener, J. (2001). *Soziale Ungleichheit in Deutschland* (8. Aufl., Nachdr). VS, Verl. für Sozialwiss.

Huinink, J., & Schröder, T. (2019). *Sozialstruktur Deutschlands*. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-201908160431374868932O

Konietzka, D. (2010). *Zeiten des Übergangs*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92229-4

Kreckel, R. (2004). *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit* (3., überarb. und erw. Aufl). Campus.

Lutz, H., Schiebel, M., & Tuider, E. (Hrsg.). (2018). *Handbuch Biographieforschung* (2., korrigierte Auflage). Springer VS.

Mangold, K., & Schröer, W. (2014). Ambivalente Bildung: Prekäre Bewältigungslagen in der Lebenslage Student_in. Das Beispiel „Studierende mit Erziehungshilfeerfahrung“. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, *9*(4), 435–449. https://doi.org/10.3224/diskurs.v9i4.17291

Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch* (4., erweiterte Auflage). Oldenbourg Verlag.

Rein, A. (2020a). *Normalität und Subjektivierung: Eine biographische Untersuchung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe*. transcript-Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839451700

Rein, A. (2020b). *Normalität und Subjektivierung: Eine biographische Untersuchung im Übergang aus der stationären Jugendhilfe*. transcript-Verlag. https://doi.org/10.14361/9783839451700

Rietzke, T., Galuske, M., Homfeldt, H. G., & Schulze-Krüdener, J. (Hrsg.). (2008). *Junges Erwachsenenalter*. Schneider-Verl. Hohengehren.

RIS - Wiener Kinder- und Jugendhilfegesetz 2013—Landesrecht konsolidiert Wien, Fassung vom 04.02.2021. (o. J.). Abgerufen 4. Februar 2021, von https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=LrW&Gesetzesnummer=20000259

Schaffner, D., & Rein, A. (2014). *Strukturelle Rahmung der Statuspassage: Leaving Care in der Schweiz : Sondierung in einem unübersichtlichen Feld* [Text/html,application/pdf]. https://doi.org/10.5169/SEALS-832435

Schröer, W., Stauber, B., Walther, A., Böhnisch, L., & Lenz, K. (2013). *Handbuch Übergänge*. Beltz Juventa.

Schütze, F. (1987). 65. Symbolischer Interaktionismus. In U. Ammon, N. Dittmar, K. J. Mattheier, & P. Trudgill (Hrsg.), *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft / Handbooks of Linguistics and Communication Science (HSK)* (S. 520–553). De Gruyter. https://doi.org/10.1515/9783110858020-071

Schütze, F. (2016a). Biographieforschung und narratives Interview. In W. Fiedler & H.-H. Krüger (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse: Grundlagen der qualitativen Sozialforschung*. Verlag Barbara Budrich.

Schütze, F. (2016b). *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse: Grundlagen der qualitativen Sozialforschung* (W. Fiedler & H.-H. Krüger, Hrsg.). Verlag Barbara Budrich.

Solga, H., Powell, J. J. W., & Berger, P. A. (Hrsg.). (2009). *Soziale Ungleichheit: Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*. Campus Verlag.

Stauber, B. (2007). Zwischen Abhängigkeit und Autonomie: Junge Erwachsene und ihre Familien. In B. Stauber, A. Pohl, & A. Walther (Hrsg.), *Subjektorientierte Übergangsforschung: Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener*. Juventa-Verl.

Stauber, B. (2014). *Backspin, Freeze und Powermoves: Zur Gestaltung biografischer Übergänge im jugendkulturellen Bereich*. Springer VS.

Stauber, B., Pohl, A., & Walther, A. (2007). Ein neuer Blick auf die Übergänge junger Frauen und Männer. In B. Stauber, A. Pohl, & A. Walther (Hrsg.), *Subjektorientierte Übergangsforschung: Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener*. Juventa-Verl.

Sting, S., Groinig, M., Hagleitner, W., & Maran, T. (2019). *Bildungschancen und Einfluss sozialer Kontextbedingungen auf Bildungsbiographien von „Care Leavern“*.

Strübing, J. (2018). *Qualitative Sozialforschung: Eine komprimierte Einführung* (2., überarbeitete und erweiterte Auflage). De Gruyter Oldenbourg.

Theile, M. (2020). *Soziale Netzwerke von Jugendlichen und jungen Volljährigen im Übergang aus der Heimerziehung*. 5.

Thomas, S. (2013). Keine Zeit für Abenteuer: Erwachsenwerden in stationären Erziehungshilfen. *Sozial Extra*, *37*(9), 43–46. https://doi.org/10.1007/s12054-013-1062-6

Thomas, S., Zeller, M., & Sievers, B. (2014). *Nach der stationären Erziehungshilfe -Care Leaver in Deutschland*.

Völter, B., Dausien, Bettina, Lutz, H., & Rosenthal, G. (Hrsg.). (2005). *Biographieforschung im Diskurs* (1. Aufl). VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Walgenbach, K. (2012). Gender als interdependente Kategorie. In K. Walgenbach, G. Dietze, L. Hornscheidt, & K. Palm (Hrsg.), *Gender als interdependente Kategorie neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*.

Walgenbach, K. (2017). *Heterogenität—Intersektionalität—Diversity in der Erziehungswissenschaft*. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-20170203220

Walter, S., & Walther, A. (2007). „Context matters“: Anforderungen, Risiken und Spielräume im deutschen Übergangssystem. In B. Stauber, A. Pohl, & A. Walther (Hrsg.), *Subjektorientierte Übergangsforschung: Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener*. Juventa-Verl.

Walther, A., & Stauber, B. (2007). Übergänge in Lebenslauf und Biographie. In B. Stauber, A. Pohl, & A. Walther (Hrsg.), *Subjektorientierte Übergangsforschung: Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener*. Juventa-Verl.

Walther, A., Walter, S., & Pohl, A. (2007). „Du wirst echt in eine Schublade gesteckt...“ Junge Frauen und Männer im Übergangssystem zwischen Wahlbiographie und Cooling-Out. In B. Stauber, A. Pohl, & A. Walther (Hrsg.), *Subjektorientierte Übergangsforschung: Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener*. Juventa-Verl.

Anhang

Transkription des 1. Interviews:

I: Hallo, gut, dass wir's geschafft haben (lacht), wie geht's dir?

A: Versteht's ihr mich gut?

I: Ja, du uns auch?

A: Ja.

I: Ok. Ahm, gleich(äh) zu Beginn mal (ah), ist es ok, wenn wir uns duzen?

A: Bitte, ja.

I: Ja, sehr gut (lacht). Ok. Genau, wie geht es dir heute?

A: Ganz gut danke, und euch?

I: Ja, auch gut (lacht). Ist voll, voll lieb, dass du (äh) dir Zeit genommen hast und dich zur Verfügung stellst, quasi, um uns zu unterstützen bei unserer Masterarbeit. Ahm, ja, wir denken, dass das Interview so ca. eine halbe Stunde, dreiviertel Stunde dauern wird. Ah, und zu Beginn wollten wir sagen, dass, ah, wir das aufnehmen, aufzeichnen.Die Daten werden natürlich anonym dann verwendet, ah, es werden dann auch keine Namen oder so angegeben, aber für uns wärs gut, wenn du mal sagst wie du heißt, ah, wie alt du bist, wie deine Wohnsituation ausschaut, und wie es mit der Ausbildung oder dem Job bei dir aussieht. Genau, wenn du uns das mal sagen würdest.

A: Ok, ich bin die A., ich bin 24 Jahre alt, ahm, ich wohn in St. Pölten, ahm, in einer eigenen Wohnung und ja. Hab so eine Lehre abgeschlossen, also Landwirtschaft und Hauswirtschaft und möchte das jetzt verbinden mit einem Sozialberuf und geh jetzt in die Schule für Sozialbetreuungsberufe und werde dann Diplom Familienbetreuerin.

I: Oh, ok, also auch in die soziale Richtung.

A: jaaa.

I: Ok. Ahm, ja und dann würden wir jetzt anfangen, ah, dass du uns bitte, ah deine Familien- und Lebensgeschichte erzählst. Ahm, das wird so ausschaun, dass du einfach alles erzählst uns,

ah, wir werden mal nichts dazu sagen und einfach nicken (lacht) und ein paar Notizen machen und bei Bedarf am Ende dann noch Fragen stellen. Das heißt, ahm, wir würden dann an dich übergeben und du erzählst uns mal deine Familien- und Lebensgeschichte.

A: Ok. Also, ich bin geboren in Oberösterreich und meine Mama ist dann, ahm, nach Niederösterreich in die Wachau gezogen, weil mein Papa dort gearbeitet hat und (…) der Papa war Justizwachebeamter, ahm, meine Mama hat bei der Post gearbeitet, und…

I: Man versteht gar nix. Ah, ganz kurz, ah, man versteht dich nicht so gut, ahm, ich weiß nicht ob man das vielleicht ein bisschen ändern kann, aber vielleicht versuchst du's noch einmal.

A: Ja, warte, ich steck Kopfhörer an, vielleicht ist es dann besser.

I: Ah, jaa.

A: Hörts ihr mich jetzt?

I: Ja besser, ich glaub es geht besser.

A: Habts ihr das vorher gehört, oder soll ich noch einmal von vorne anfangen?

I: Ich glaub es wär lieb, wenn du noch einmal von vorne anfängst.

A: Ah, also ich bin in Oberösterreich geboren, ahm, und meine Mama ist in die Wachau gezogen, weil mein Papa dort gearbeitet hat als Justizwachebeamter, ahm, und ja, eees, wir haben in einer Wohnung gewohnt und es war dann relativ schnell klar, also nach 8 Jahren, dass wir in ein Haus übersiedeln wollen (räusper), das hat dann auch funktioniert, wir haben ein Haus gefunden in Krems, ja und da sind wir dann hingezogen und mein Papa ist zu der Zeit in Pension gegangen, also der ist raus aus der Justizanstalt, ahm, ja, und seitdem war eigentlich meine Kindheit hauptsächlich von, von Gewalt, ahm, eigentlich betroffen weil, ich geh davon aus, dass mein Papa das kompensiert hat von der Justizanstalt, dass er das eigentlich mit nach Hause getragen hat, ahm er hat das kontrolliert, ahm, wir haben um Punkt 6 daheim sein müssen, ahm, weil sonst haben wir a Watschen gekriegt, ahm, ja, so war das und meine Mama (räusper) war auch eigentlich hauptsächlich eingesperrt im Haus, also, also es war so, dass (räusper) die, sie wollte mit einer Freundin weggehen und der Papa hat gesagt nein, sie darf das nicht, er will das nicht, weil das ist ein schlechter Umgang für sie, und die hat sich dann an die Freundin gewandt und die hat halt dann versucht irgendwie das aufzuklären und seit da an ist eigentlich mein Papa ziemlich ausgezuckt, und ja, dann hat meine Mama gesagt, was sie halt gern von meinen Papa

will, ahm, das hat er überhaupt nicht irgendwie angenommen, und ja, das war dann hauptsächlich so, dass es vermehrt zu Streitigkeiten gekommen ist mit Polizeieinsätzen und ahm, ja, auch vermehrt eben zu Gewalt in der Familie (räusper) hauptsächlich gegenüber uns (Pause) und, ja, (Pause) meine Mama ist dann mit uns in ein Frauenhaus gegangen, und hat die Scheidung sozusagen (Pause) meinem Papa gesagt sie will die Scheidung. Mein Papa hat das überhaupt nicht verkraftet, er, ahm, also ich war unter der Woche bei ihm und am Wochenende bei der Mama, und weil ich wegen der Schule, weil es einfacher war mit der Schule und ja, er hat oft mit mir geredet und hat gesagt er is so traurig, er will eigentlich, dass die Mama wieder kommt. Ja, ich war immer sehr mit dem Papa verbunden, ahm, wir haben uns dieselben Hobbys eigentlich geteilt, wir haben gemeinsam Fußball gespielt stundenlang im Garten, ahm, ja, und dann hat es wieder vermehrt Streitigkeiten gegeben weil der Papa eigentlich meine Schwester und mich am Wochenende, ahm, auch mal haben wollt sozusagen, also zu einem Ausflug, und meiner Mama, der war es wichtig, dass wir am Wochenende bei ihr sind (räusper) und, ahm, wir haben eigentlich gesagt wir bleiben beim Papa, und meine Mama hat dann gesagt, na, wir fahren in eure Lieblingstherme nach Oberösterreich, und, ahm, hat uns halt versucht damit zu locken, und natürlich hab ich dann gesagt, ja ok, dann fahr ich mit. Ahm, (lacht) und ja, dann sind wir nach Oberösterreich gefahren, also kurz davor habe ich eine Musikprobe gehabt, ich hab Trompete gespielt ganz lang, und hab, ahm, Orchesterprobe gehabt, und jaa, der Papa hat mich hingebracht und er war total traurig an dem Tag, und hat halt gesagt ich hab dich lieb und bleib brav, und is dann weggefahren und ich hab bei, ich hab irgendwas hab ich gespürt, ich hab bei der Musikprobe keinen Ton rausgebracht, ahm, ja (pause) dann sind wir nach Oberösterreich gefahren, dann kam ein Anruf von unserer Nachbarin unser Haus brennt, ahm, ja, ahm, und sie hat halt dann aufgelegt, weil so viel los war und wir haben halt nicht gewusst was passiert ist. Meine Schwester ist weinend zusammengebrochen, hat sich unter dem Tisch verkrochen und, ah, meine Mama hat halt irgendwie versucht das alles zu kompensieren und für meine Schwester da zu sein und ich hab halt versucht die Nachbarin anzurufen, zu fragen was jetzt wirklich brennt und was los ist, uuund, ja, dann hat sie abgehoben, hat gesagt, naa es brennt eh nur der Mistkübel, wir sollen uns nicht Sorgen machen, ja, ich hab dann meinen Halbbruder angerufen, also väterlicherseits, eer, ich hab ihn darum gebeten, dass er zum Haus fahrt und nachschaut was da los ist. Er hat gesagt, das macht er sofort, is überhaupt kein Problem. Jaa, und meine Mama hat dann beschlossen, sie fahrt nach Krems, ahm, ahm, (pause) hat einen Onkel der Polizist ist mitgenommen, ahm, ja, sie hat uns vorher die Handys weggenommen uund das war halt für mich die einzige Möglichkeit meinen Papa zu erreichen, weil ich wollt wissen was mit meinem Papa los ist, und hab ihm immer auf die Mailbox geredet wo er ist und was los ist und,

und was, was, was wir jetzt da tun sollen, und ja (Pause), sie hat uns die Handys weggenommen und wir sind zu unserer Tante gefahren, zu einer anderen Tante, die hat uns dann eigentlich sehr gut aufgefangen, die war für uns da, hat uns einen Kakao gemacht und hat uns eigentlich dann ins Bett gebracht, weils schon so spät war. Und mitten in der Nacht ist dann die Mama einmal heimgekommen und ich hab eigentlich geschlafen und bin aufgewacht und meine Tante ist bei mir noch immer gesessen und meine Schwester hat unten voll laut geschrien, und, ich hab halt mir gedacht was da jetzt los ist und meine Tante hat gesagt, geh jetzt nicht runter, schlaf einfach weiter, aber das konnt ich dann auch nicht, weil ich wissen wollt was mit dem Papa los is und bin dann runter gegangen und meine Schwester is halt am Gang gelegen, es war ein Rettungssanitäter da und meine Mama, uund, mein Onkel, und (Pause) und meine Mama hat dann zu mir gesagt, ja der Papa ist gestorben, ahm, und, ich hab halt das nicht glauben können, und hab gemeint, nein das stimmt nicht, das gibt's nicht, ich hab ihn ja Vormittag ja noch gesehen, und, ja (Pause), dann, daran hab ich dann eigentlich nimmer so viel Erinnerung was passiert ist, ich weiß nur, dass der Rettungssanitäter ziemlich halt dagstandenis und nicht wusste was er tun soll (lacht), ahm, ja, der is dann eigentlich eh relativ schnell wieder gefahren, und, ja (Pause), meine Tante hat mich dann eigentlich ins Bett gebracht, weil meine Mama war dazu eigentlich nicht mehr fähig, weil sie selber so geschockt war, sie hat nur gesagt, na es war alles abgeriegelt, das Haus ist einsturzgefährdet und sie haben den Papa drin gefunden, und ich bin davon fest ausgegangen, dass er das Haus retten wollte, weil er immer so mein Held war, und er wollts sicher löschen das Haus und so, und sie haben dann halt auch gesagt, ahm, er hat das Auto unten stehn gehabt, das hat der Peter mitgenommen, also mein Bruder, ahm, und der Hund lebte, also der Hund war im Auto und das war für uns eine riesige Erleichterung, ja, und, dann am nächsten Tag ist meine Mama wieder zum Haus gefahren und ist dann mit der Info gekommen, dass man im Haus Benzinkanister gefunden hat, ahm, und dass die Polizei davon ausgeht, dass,ahm,es Selbstmord war, und, ja, und seitdem war dann eigentlich für mich, es war total irgendwie unglaublich, weil ich es meinen Papa nicht zugetraut hätte obwohl man schon vorher einen Abschiedsbrief gefunden hat, den meine Mama zur Polizei gebracht hat, aber, ja (Pause) es wurde ihm geglaubt, weil er eben, bei der Justizwache war er der Polizist den jeder gekannt hat, und gsagt hat nein, meine Frau übertreibt total, das ist nicht wahr, und somit ist er wieder nach Hause gekommen, und, ja. (Pause)

I: Mhhmm.

A: Und das war dann eigentlich, meine Mama, wir sind irgendwie dann relativ schnell in die Kinder- und Jugendpsychiatrie gekommen, nachdem ma eine Zeit lang im Baumhaus gelebt

haben, ahm, weil meine Schwester und ich einfach so traumatisiert waren, und, ja (Pause), und dort war halt einfach die, ahm, Vorgabe von den Ärzten die Mama muss eine Wohnsituation für uns schaffen, die nicht in dem neu aufgebauten Elternhaus is, weil sie wollte eigentlich ins Elternhaus zurückgehen, weil das wieder aufgebaut wurde, ahm, das war für mich nicht möglich, ich konnte dort nicht hin, ich war, ich wollte da auch nie wieder hin, ahm, ja, und sie hat dann halt ein Haus gefunden und das haben wir gemietet, und ja (Pause) und da sind wir eingezogen und das hat aber überhaupt nicht funktioniert, meine Schwester war dann auch suizidgefährdet und hat sich mal am Klo versucht sich die Pulsadern aufzuschneiden, sie ist dann auch wieder nach Tulln gekommen, und sie wurde dann in der „sozialen Einrichtung“ untergebracht in einer Wohngemeinschaft, die hab ich mir auch angeschaut, aber irgendwie wollt ich noch bei der Mama bleiben, weil ich irgendwie dem allem noch eine Chance geben wollt, und nicht von daheim weg wollte, war aber großteils allein daheim, weil die Mama gearbeitet hat und sich um die ganzen Sachen gekümmert hat, ja, und hab immer selber gekocht und alles einfach selber gemacht, bin nicht mehr in die Schule gegangen, weil es einfach untragbar war, eigentlich, und wir wollten dann einen Schulstart versuchen nächstes Schuljahr, also nach den Sommerferien, ja, und die Mama hat mir dann gesagt, sie will wieder ins Haus zurückgehen und, ahm, wie ich halt weiterleben will, und für mich war das so, ja, sie zieht wieder ins Haus zurück und ich soll schaun wo ich bleib, ahm, ja, das, da hab ich dann ziemliche Angst gehabt, weil ich nicht wusste wo ich eigentlich leben soll, und das hat sich, also da hat sich da auch meine Situation eigentlich extrem verschlimmert, ahm, ja, und dann ist eine, eben die ehemalige Freundin von meiner Mama gekommen, die Nachbarin von früher und hat gemeint ob ich nicht zu ihr ziehen will, weil sie umgezogen ist, und, da hab ich dann eingewilligt und wir haben so eine Art mit dem Jugendamt, eine wie eine Pflegefamilie eigentlich, eine eigene Regelung geschaffen, dass ich bei ihr wohnen darf, und das hat dann auch anfangs noch funktioniert und dann hab ich einfach gemerkt, dass die Familienstruktur mich zu sehr eigentlich schafft und ich einfach zu sehr traumatisiert bin und dann, ahm, mit selbstverletzendem Verhalten und Suizidäußerungen reagiert hab, ahm, ja, die haben mich dann wieder in die Psychiatrie gebracht und haben halt gesagt ich kann nicht bei ihnen wohnen, und dann bin ich eigentlich dort gesessen und hab ma gedacht scheisse, wo soll ich jetzt hin, also ich war irgendwie total verloren und dann war es eben so, dass sie in der WG wo meine Schwester war noch einen Platz frei hatten und dann bin ich dort hingekommen mit meiner Schwester, also zu meiner Schwester, ja, und das war eigentlich in der „sozialen Einrichtung“ (Pause) ja, und dort hab ich dann, mit 13 bin ich dort eingezogen und mit 17, nein mit 18 bin ich dort in eine eigene Wohnung gezogen, das

hat nicht so funktioniert wie ich mir das vorgestellt hab, dann bin ich wieder zurück ins Jugendhaus, ahm, ja, und dann hab ich in einem Lehrlingsheim gewohnt, und bin dann sozusagen mit kurz vor meinem, nein mit 21 bin ich dann in die eigene Wohnung gezogen, weil ich, ah, eine Freundin kennengelernt hab und wir jetzt gemeinsam wohnen und, ja. Und, haben jetzt eben eine eigene Wohnung. Und mit 22, also Ende des 21. Lebensjahrs bin ich dann sozusagen aus der Betreuung ausgeschieden, aus dem SOS- Kinderdorf, weils eben weiter nicht funktioniert wegen der Finanzierung, ja. Und ich hab dann angefangen mit der Schule für Sozialbetreuungsberufe und werd jetzt im Frühling fertig.

I: Mhmm, ok. Danke einmal für diese ausführlichen Erzählungen, ahm.

A: Bitte.

I: Ah, du hast jetzt (räusper) erst mal zum Schluss erzählt. Also erst zum Schluss hast du uns mal einen Einblick in den zeitlichen Verlauf gegeben, weil du gesagt hast, du warst in der „sozialen Einrichtung“ von 13- 16. Vielleicht kannst du nochmal so ein bisschen die Altersphasen aufgliedern, wo du warst.

A: Mit 12 ist mein Vater verstorben, mit 13 bin ich in die Pflegefamilie und dann in die „soziale Einrichtung“ gekommen, ahm, dann hab ich dort gewohnt bis, dass ich 17 war, kurz vor dem 18., eigentlich schon 18. Dann bin ich in eine eigene Studentenwohnung gezogen, das hat nicht funktioniert, dann in ein Lehrlingswohnheim, und dazwischen hab ich eben, also mit 17 hab ich angefangen die Lehre zu machen, ahm, mit 20 bin ich fertig geworden mit der Lehre und, ahm, mit 20 hab ich irgendwo meine Freundin kennengelernt, und mit 21, mit Ende des 21. Lebensjahrs bin ich aus der Betreuung aus der „sozialen Einrichtung“ ausgeschieden, und, ja. Fehlt noch was?

I: Das passt gut. Ahm, was ich jetzt noch fragen wollte, was aus deinen Erzählungen hervorgegangen ist, ist, dass du eine Schwester hast und einen Halbbruder.

A: Ja, ich hab mehrere Geschwister. Ich hab einen Halbbruder der schon älter ist, den kenn ich aber nicht. Einen, eben den Halbbruder, von dem ich erzählt hab, eine Halbschwester, ahm, meine richtige Schwester, und einen Pflegebruder glaub ich auch.

I: Mhm. Und diese Halbgeschwister sind von der väterlichen Seite.

A: Genau.

I: Und dann hast du auch erzählt, dass, an diesem Tag, wo die Handys weggenommen wurden usw., dass da deine Tante anwesend war auch, ahm, war das auch immer von der Seite der Mama, oder, die Tante?

A: Ahm, das war alles, das war alles mütterlicherseits.

I: Ok, gut. Dann was ich auch nicht ganz verstanden habe, ist welchen Beruf deine Mama hat oder hatte?

A: Die hat bei der Post gearbeitet.

I: Ok. Und, ah, bis zum Zeitpunkt der Pension deines Vaters, war das, war das Verhalten unauffällig, von deinem Vater?

A: Das ist relativ, für mich wars unauffällig. Also wenn ich so genau drüber nachdenke, war es schon so, dass er, also wir sind schon geschlagen worden aber für mich war das normal. Es war jetzt nicht so, dass ich mir gedacht habe, ok es is so tragisch oder so. Ja, es war schon auffällig.

I: Mhm. Mhm. Also nicht erst mit Eintritt in die Pension.

A: Ja also, es is halt dadurch erst schlimmer geworden. Wie er gearbeitet hat, war er nicht so oft daheim.

I: Ja. Ok. Ahm, hast du jetzt noch Fragen zum Inhalt jetzt? Ja, danke auf jeden Fall, ah, wir, unsere Masterarbeit geht ja ums Thema Übergang auch, also Care Leaver und der Übergang. Dazu haben wir noch ein paar Fragen formuliert, die würden wir dir jetzt gerne noch stellen, wenn das ok ist.

A: Ja.

I: Ahm, und zwar: Wie hast du die Tage vor dem Auszug erlebt, also jetzt in dem Fall, was haben wir da gehabt, du bist in die, du warst in der „sozialen Einrichtung".

A: Mhm.

I: Und, ähm, dann kam der Versuch mit einer eigenen Wohnung, oder?

A: Genau ja.

I: Vielleicht, dass du uns da erzählst, ahm, eben wie die Tage vor dem Auszug aus der „sozialen Einrichtung" für dich waren oder wie du das erlebt hast.

A: Ahm. Ich bin eigentlich hauptsächlich ausgezogen, weil mir die Mitbewohner schon so am Arsch gegangen sind (lacht). Die haben einfach nichts sauber halten können und die waren auch urschlimm, ahm, und eigentlich war das der Grund dafür, dass ich ausgezogen bin. Ahm, ich hab mir eigentlich alles selber organisiert, ich hab selber Wohnung gesucht, ich hab mich mit der Mitbewohnerin dann in Wien getroffen und es hat am Anfang hab ich mir gedacht, ja es passt ganz gut, he cool ich hab jetzt was gefunden. Und dann hab ich mir gedacht, ob das wirklich so eine gute Idee war (lacht). Aber da war dann eigentlich schon ziemlich alles fix, dann hab ich mir gedacht, scheiss drauf, probierst es jetzt einfach. Ahm, und (räusper), ja, wo ich schon sehr Zweifel gehabt hab, ob das wirklich funktionieren kann, aber meine Bezugsbetreuerin, war da, was soll passieren sozusagen, es kann ja nix passieren. Und, ich war da eigentlich total so, total leichtsinnig, ja, passt mach ma. Also es war, im nachhinein denk ich mir, wie blöd warst du eigentlich, weil normalerweise, wenn du ausgezogen bist, kannst du nicht mehr zurück ins Jugendhaus, das ist das Problem, d.h. du sitzt dann eigentlich auf der Straße, du wirst zwar betreut und du wirst, es wird geschaut ob du was neues findest, aber wenn‘s wirklich hart auf hart kommt, dann hast du nichts, außer das. Und für mich war das schlimm, weil, ich hab mich dort überhaupt nicht wohl gefühlt, und die Mitbewohnerin war nie da, und hat aber erwartet ich soll putzen und ich soll das und jenes machen. Und ich hab dann eben gearbeitet, und sie war halt eben irgendwie nie da und ich konnt nie mit ihr gescheid reden über das was wir irgendwie, wie wir zusammenwohnen, es war sehr einnehmend die Wohnung für mich, im Prinzip hab ich ein Zimmer gehabt wo ich mich entfalten hab können und das wars dann schon, ja. Und da hab ich dann halt relativ schnell gemerkt, dass das nix für mich ist. Und ich hab aber keinen Ausweg gehabt, was hätt ich denn tun sollen, ich habe jetzt die Wohnungen genommen, der Mietvertrag läuft, für 3 Monate muss ich halt jetzt noch durchhalten, wenn ich kündigen will. Mir is dann immer schlechter gegangen, bin dann immer mehr in alte Muster zurückgefallen, ich hab dann, ahm, einen Selbstmordversuch gemacht, weils schon so schlimm war, und weil ichs nicht mehr dort ausgehalten hab, und, ahm, daraufhin hat meine Bezugsbetreuerin gesagt, sie versteht das nicht, wieso ich so etwas gemacht hab, ich hätt ja einfach mit ihr reden können. Ich hab ja mit ihr geredet, ich hab mit ihr so oft geredet, aber ich glaub du verstehst das einfach nicht was ich damit mein, und, ja, sie hat, ich hab ihr dann gesagt, bitte, ich möchte, dass du einmal in der Wohnung schläfst und schaust was bei dir so hochkommt. Dann hats bei mir geschlafen am nächsten Tag ist sie aufgestanden, hat gesagt, ok, ich weiss jetzt was du meinst, und ich werde jetzt mit dem WG- Leiter reden, dass du wieder (lacht) zurückkommen kannst, und ja, dann durfte ich wieder ins Jugendhaus zurückziehen und da wurde dann, innerhalb von einem Monat eine neue Wohnsituation geschaffen, in der ich mich sehr wohlgefühlt hab.

I: Mhm. Und, ahm, wär das eh so vorgesehen gewesen, dass du mit 18 aus der „sozialen Einrichtung“ rausmusst?

A: Ja es is relativ. Ich hab mir immer sehr lang Zeit lassen mit den ganzen Sachen, weil es gibt halt auch verschiedene Wohngruppen, also du kommst zuerst in eine Kerngruppe, wo du zuerst bist, bis zum 16. Lebensjahr und ich war da so 16 herum, warum soll ich da ausziehen, so eigentlich gehts ma ganz gut in der Kerngruppe, ja das is ja eigentlich ganz toll und eigentlich bin ich nicht so weit. Und irgendwann haben dann die Betreuer schon so gedrängt, solltest schon irgendwie in selbstständigere Wohngruppe ziehen, und dann hab ich mir gedacht ja ok dann mach ich das halt, also das war, ja es war dann mit 18 schon so, dass die ersten ausgezogen sind, hättest dir schon noch Zeit lassen können, ein Jahr, maximal zwei Jahre, es kommt halt auch drauf an, wie, wie lange du betreut bist… Und es is so, dass du, ich weiß nicht ob ihr das wissts, wenn man, damals wars zumindest so, man musste ein Drittel der Ausbildung vor dem 18. Lebensjahr machen bevor man, also dass man weiter betreut wird. Dass das Jugendamt sagt, die Betreuung und die Finanzierung ist gesichert.

I: Mmhm.

A: Das heißt ich hab alle halbe Jahre einen Antrag stellen müssen. ähm.. Wird meine Betreuung weiterhin gesichert oder stehe ich in einem halben Jahr auf der Straße alleine.

I: Aha aha. Mmhm.

A: Ja das is halt die Schwierigkeit, ja, auf der politischen Seite, (ah) da kämpft der Care Leaver Verein eh sehr gut dafür, dass das sozusagen anders ist. Jetzt mittlerweile ist das nicht mehr so, dass, also wenn du eine Ausbildung hast, ist es relativ sicher, dass du weiter betreut wirst.

I: Aber gibt’s da trotzdem eine Altersgrenze?

A: Ja mit 18 bist du draußen, wenn du keine Ausbildung hast. Es ist immer von der Leistung her gesehen.

I: Und wenn du eine Ausbildung hast?

A: Genau, wenn du keine Ausbildung hast bist du mit 18 draußen, scheißegal was passiert.

I: Und wenn du eine Ausbildung hast, bis 21 oder?

A: Es ist die maximale Betreuungszeit ist bis 21.

I: Ok… ja das kann auch sicher belastend sein, wenn man alle halbe Jahre wieder neu einreichen muss und hoffen muss dass das klappt…

A: Ja, wars auch.

I: Ok. Und (ahm), wurdest du (ahm) im Kinder also in der „sozialen Einrichtung“ oder auch von den Sozialarbeiter*innen undPädagog*innen vorbereitet auf (ähm) den Auszug jetzt in deinem Fall in diese Studentenwohnung?Wurdest du vorbereitet in Form von Gesprächen zum Beispiel?

A: Ja, natürlich, ja. Es wird sehr gut vorbereitet. Es wird gschaut, dass die Finanzen passen, also das wird auf jeden Fall, das ist das wichtigste, da wird auch das Gehalt sozusagen durch drei geteilt. Den einen Teil kriegst du selber, den anderen Teil der wird sozusagen auf ein Luxussparkonto gelegt, auf das du Zugriff hast. Und das andere ist ein Pflichtsparkonto, wo du dann danach sozusagen für nach der Betreuungszeit auch was auf der Seite liegen hast. Das wurde gschaut. Es wurden mit mir sehr viele Gespräche geführt (ähm) es kommt aber auch drauf an auf den Bezugsbetreuer, wenns dich mit denen gut verstehst ja cool und wenn nicht dann nicht ja (räusper) ja es wurden, mit dem Jugendamt wurde es besprochen, ja also Vorbereitung auf jeden Fall. Die Betreuer sind mit mir einkaufen gefahren … sie haben mit mir das Zimmer eingerichtet, sie haben eigentlich alles gmacht mit mir was ich mir irgendwie gewünscht habe sozusagen.

I: Mhm, ok. Ähm (Pause). Ja du hast jetzt eh schon erwähnt (ähm), dass es für dich recht schwierig war in dieser Studentenwohnung zu wohnen (ähm) aber vielleicht kannst du nochmal sagen, ahm, welche Herausforderungen oder welche Hürden du wahrgenommen hast in der Übergangszeit. Ahm auch in diese Studentenwohnung aber auch in der Übergangszeit wo du dann in das Lehrlingswohnheim gezogen bist. Also welche Herausforderungen hats da gegeben?

A: Ah große Herausforderung war für mich, dass die Betreuungszeit begrenzter ist, das heißt vorgesehen im außen betreuten Bereich ist (ahm), dass man die Bezugsbetreuer einmal in zehn Tagen sieht.

I: Mhm.

A: Ich hab da relativ viel Glück ghabt, weil meine Bezugsbetreuerin da fast täglich dann kommen ist und das auch teilweise auf ihre Privatzeit gschrieben hat, aber das war schon schwierig, weil wenn jetzt denkst alle zehn Tage mal, super und was machst in der restlichen Zeit? Kannst

nur telefonieren und dann sitzt eigentlich alleine da und denkst dir, he scheiße was mach ich da eigentlich, ja. Also das war schon so wie ich ma dacht hab, könnt das Land vielleicht auch mehr tun, dass es mehr Betreuungszeit gibt? Das wär schon sehr wichtig, vor allem im Übergang, weil man is ja dann trotzdem noch ein bisschen geschockt, wenn man dann alleine wohnt und eigentlich eh schon so belastet ist und dann irgendwie ja, das hätt ich ma schon sehr gewünscht, das wär schon…(Pause)

I: Mhm. Und diese Bezugsbetreuungszeit, wie hat das ausgesehen? Wie lang war das dann an diesem 10. Tag?

A: Das war eigentlich ganz unterschiedlich, was man gebraucht hat. Also mal hab ich gsagt, he ich hab heut eigentlich überhaupt kan Bock, komm einfach vorbei eine Stunde und dann geh bitte wieder, ja das war möglich (ahm). Das war eigentlich nur so, sie schauen nach dem Rechten, sie schauen obs einen gut geht, (ahm) und manchmal hab ich gsagt, he bitte ich brauch an ganzen Tag, also das war schon möglich. Ahm, das is auch Zeiteinteilung dann, von der Betreuerin. Und ja…

I: Mhm.

A: Also sie war da schon sehr unterstützend, wenn ich gsagt hab, bitte ich brauch dich jetzt mal einen Tag oder eben die eine Nacht, wo ich gsagt hab bitte schlaf da, schau dir das an. […] is halt auch unterschiedlich von den Betreuern her, wie sie das handhaben. Aber ich hab da eigentlich ziemlich Glück ghabt mit meiner Betreuerin, die is sogar in der Nacht kommen wies ma nicht gut gangenis…

I: Mhm. Mhm. Also war das eher so ein emotionaler Beistand, als dass dir geholfen wurde bei Behördengängen oder…?

A: Also das war noch inklusive dann (lacht).

I: OK (lacht).

A: Also mir war eigentlich das Emotionale am wichtigsten. Und sie ist dann schon mit mir melden gfahren, sie hat die ganzen versicherungstechnischen Sachen mit mir gmacht, sie ist da wirklich mit mir viel herumgfahren, und hat wirklich viel gecheckt mit mir, dass ich auch zum Beispiel Leistungen bekomm, die ich sonst nicht bekommen würde, weil ich davon eigentlich keine Ahnung hab.

I: Mhm. Eeeehm. Dann..du hast jetzt eh schon erwähnt, also dass du dir unter anderem mehr Bezugsbetreuungszeit gewünscht hättest. Aber fallen dir noch andere ahm Sachen ein aaah die den Übergangsprozess unterstützen würden, also was man besser machen könnte?

A: Ja eine fixe Zusage bis minimum dem 21. Lebensjahr von der Politik, weil das is,wenns mit 18 bist da noch voll in diesem jugendlichen Sein das irgendwie .. es is schwierig, ja wenns dir jetzt denkst mit 18, jetzt kann ich wieder an Antrag stellen, jetzt kann ich .. man is sich, man hat so schlimme Zukunftsängste, weil man eh schon keine Familie hat, die einen so unterstützt.. und es is ja einfach auch total schwierig.. Also das würd ich ma wünschen, auf jeden Fall bis zum 21. Lebensjahr von vorne herein gesagt, egal ob man eine Ausbildung macht oder nicht.

I: Mhm. Mhm.

A: Also, dass es nicht an die Leistung gebunden ist, weil, es is halt die Regelung, ja bringst uns ein Zeugnis, schau ma das an und wenn du kein Zeugnis bringst, wiederschaun, ja, das is einfach für Menschen, die in einer Fremdunterbringung sind so schwierig, weil sie eh mit so vielen Problemen konfrontiert sind und die Politik würd sich so viel erleichtern wenn sie das bis zum 21. Lebensjahr machen würden, als wie wenn sie bis zum 18. Lebensjahr raushaun und sie dann eigentlich auf die schiefe Bahn geraten und sie ein ganzes Leben lang ans Sozialsystem gebunden sind, ja. Aber das verstehen sie anscheinend nicht. (lacht)

I: Ja immer nur reagieren und nicht präventiv arbeiten, ja.

A: Ja.

I: Ahm. Fallen dir sonst noch Sachen ein, Angebote. Weiß ich nicht…

A: Was ich super find, ich weiß nicht, ob ihr das kennts, die Anlaufstelle von Niederösterreich. Ahm, es is so, es gibt eine Anlaufstelle für jede Person die in der sozialen Einrichtunggelebt hat, das gibt's leider nur für interne, dass du die Möglichkeit hast, wenn du Probleme hast im weiteren Leben, finanziell, sozial, auch psychisch, dass du dich an diese Anlaufstelle wenden kannst. Und ich hab halt das Glück, dass dort ein Betreuer ist, der in meiner WG gearbeitet hat, das heißt, ich hab zu dem auch einen emotionalen Bezug und bei dem kann ich mich jederzeit melden und der kommt dann vorbei und hat diese Betreuungszeit dann auch. Ahm, das ist sehr wichtig und da find ich, ahm, das sollte es auch geben für jede, für jeden Care Leaver. Eine Anlaufstelle, wo sie sich ein ganzes Leben lang hinwenden können, wenn sie Probleme haben und dass das auch vorher, wenn sie in einer Wohngemeinschaft sind, in einer Pflegefamilie, dass die Person amal hinkommt und das vorstellt, dass es… manche wissen das gar nicht, dass

es das gibt und es ist einfach total wichtig. Und auch die A. zum Beispiel. Sind so Sachen, manche gehen aus der sozialen Einrichtung raus und wissen nicht, dass es das gibt. Und es ist aber die Möglichkeit, wenns finanzielle Probleme hast und die Waschmaschine eingeht und du hast ka Geld mehr für a Waschmaschine oder so, dass sie dir da eigentlich eine Unterstützung geben können in Form einer Spende, dass dir eine Waschmaschine kaufen kannst. Das sind einfach so wichtige Dinge und die werden eigentlich total vergessen.

I: Mhm. Was mich jetzt noch interessiert, hast du die Möglichkeit dich an eine fixe Person zu wenden, also über Whatsapp, SMS, E-Mail. Wenn du irgendwelche Probleme hast?

A: Ja eben an die Anlaufstelle, da is der M. der Leiter und da kann ich mich hinwenden. Und zusätzlich, aber das is eben das Privatangebot der Betreuerin, dass ich mich bei ihr melden kann wenn irgendwas schlimmes is oder so, dann kann ich sie anrufen jederzeit, also das is individuell und ich kann mich auch bei der Wohngemeinschaft melden wo ich glebt hab, es kennt mich da mittlerweile zwar keiner mehr, aber (lacht), aber es is immer eine Unterstützung da, das is schon so und das merk ich einfach, dass hauptsächlich beim der „sozialen Einrichtung". is, weil es so eine große Organisation is, und die einfach viel drüber nachdenken, was is mit den Ehemaligen. Aber wo ich einfach merke, bei kleineren Vereinen die nur Wohngemeinschaften haben, die haben das halt leider nicht so bedacht und das is halt einfach wichtig, dass es Angebot gibt für solche Care Leaver.

I: Ja, da is das Netzwerk wahrscheinlich halt nicht so groß wie (Pause) das von der „sozialen Einrichtung". hat doch sehr viele Institutionen wahrscheinlich. Was mich jetzt aber noch interessiert ist, ahm, wie das mit dem Netzwerk von dir ausschaut, also ob du viele Leute kennengelernt hast auch außerhalb der Institutionen, weil jetzt, wie schaut dein Netzwerk jetzt aus?

A: Das Netzwerk ist im Moment kaum noch von der „sozialen Einrichtung". Also damals wie ich in der WG gwohnt hab wars schon so Jugendhaus es war so (Pause) mich hat das so anzipft, dass sich die alle so aufführn und das war irgendwie so, da war schon ein Wunsch nach Freundschaft außerhalb. Du warst so stigmatisiert in diesem Ort, dass du eigentlich kaum Freunde außerhalb gfunden hast. Ich hab dann angfangen, hab ma dacht scheiß drauf, ich geh jetzt ministrieren mit 17, ja scheiß drauf, ja das mach ich jetzt einfach. Ich war die älteste Ministrantin und hab dort Freunde gfunden. Ja das war halt. Und ich war vom Beruf von der Lehre her,hab ich auch Freunde gfunden, das war schon ein Netzwerk. Hab ich schon so ein Netzwerk aufbaut von Freunden aus der Berufsschule oder so und ja, das war auch bissl weiter weg aber das war mir egal, ich bin da hingfahrn am Wochenende, ahm, das war mir extrem wichtig, vor allem

auch so wichtige Bezugspersonen auch außerhalb hinzuzuholen für nach der Betreuung, das war schon eines der Punkte wo ich froh bin, dass ich das bedacht habe.

I: Ja das muss man erstmal mitbedenken selber.

A: Und jetzt ist es halt so, also von der „sozialen Einrichtung“ ist da keiner mehr dabei, ja eine Person mit der hab ich noch Kontakt, die hat mit mir in der WG gwohnt, aber die hab ich seit Jahren nicht gsehn, weil die nach (?) hingezogen ist, zu ihrer Familie zrück. Aber das sind so, ja Betreuer, nur wenn ichs brauch, und Jugendliche kaum noch.

I: Und, ah, wie schauts mit deiner Familie aus?

A: Mit meiner Familie, also mit meiner Mama hab ich mittlerweile wieder sehr, sehr guten Kontakt, also das isjetz wirklich, wo ich sagen kann, da bin ich stolz drauf, dass ma so gut daran gearbeitet haben, dass das a richtig gute Mutter-Tochter-Beziehung wurde. Ahm, ja mit meiner Schwester ist halt schwierig, weil die is sehr schwer noch, also die is sehr schwer krank dann eigentlich an einer psychischen Erkrankung. Ahm, sie lebt in einer Wohngemeinschaft, also, da is auch schwieriger, aber wir haben trotzdem ein sehr, sehr inniges Verhältnis und telefonieren oft und sehen uns auch des Öfteren, wenns möglich ist, weil sie im Waldviertel wohnt sozusagen. Ahm, ja, also da bin ich schon dahinter, dass das is und ja mit die Halbgschwisterhab ich eigentlich keinen Kontakt mehr. Also nicht mehr wirklich, so ab und zu schreibt man sich zum Geburtstag, zu Weihnachten und so, aber das wars dann.

I: (Räusper) Ok. Mhm. Sehr interessant. Hast du dann jetzt dazu noch eine Frage?

I2: Na, i hab dann nur a ganz a Abschlussfrage, aber wir könnma zuerst die…

I: Was ist mit der..?

I2: Ja würd i schon noch, oder?

I: Zuerst noch, oder…

I2: Ja.

I: Ok, dann kommen wir eh schon langsam zum Ende. Aber ich glaub dann sinds noch zwei Fragen oder?

I2: Mhm.

I: Mm. Also wir haben auch geschrieben, was würdest du Jugendlichen, die gerade eine WG oder eine Institution verlassen mit auf den Weg geben? (lacht)

A: Das is a schwierige Frage. Die aus der Betreuung raus gehen oder die in eine eigene Wohnung ziehen?

I: Ja die einfach, auf dem Weg in ein, ja selbstständiges Leben kann man jetzt so nicht sagen, eben die auch ausziehen müssen aufgrund des Alters, weil sie 18 oder 21 Jahre sind und jetzt eben selber ihr Leben aufbauen müssen (ähm) und auf sich gestellt sind(Pause). Wenn dir nichts einfällt, dann… (lacht)

A: Na mir fällt schon was ein, ich versuchs nur grad zu formulieren(ähm).Dass man das Vertrauen hat, dass man was schaffen kann, dass man (ähm) sehr wohl auch ein Mensch ist, der Ressourcen hat und auch was zustande bringen kann (ähm) und dass, wenns Probleme gibt, dass man sich Hilfe holen kann und dass das auch gut so ist und in Ordnung so ist (Pause) das wär eigentlich…

I: Mhm.

I2: Sehr schön, ganz berührt grad davon.

I: Ja voll.

I2: Ja also mir wär jetzt ganz zum Schluss noch eine Frage eingfallen, weil ich find (ähm) du wirkst sehr reflektiert und deswegen hab ich mir gedacht, was würdest du gerne oder was hättest du gerne, dass, weil du auch von der Politik gesprochen hast, was die Gesellschaft, die Politik über Care Leaver wissen sollte. Was wär so wichtig, was Menschen, die vielleicht noch nie was von Care Leavern gehört haben, was die wissen sollten. Ist wahrscheinlich auch eine schwierige Frage wahrscheinlich.

A: Nein.. ich glaub, die was in der Politik sitzen, die wissen sehr wohl über Care Leaver Bescheid. Weil es mittlerweile so ein Thema is, was schon in der Politik so mehrfach besprochen wurde. Das Problem dahinter is, die Politiker können sich nicht in uns hineinversetzen. Sie sind nicht dazu bereit. Ich war bei einem Care Leaver Treffen, wo gefragt wurde, ahm, eine Politikerin, ahm, wie is dir gegangen bei deinem Auszug, hast du Unterstützung erfahren und sie hat gsagt, naja ich bin da mit 20 ausgezogen und ich bin dann ins Burgenland gezogen, also da war überhaupt ka Bezug dazu da, es war so für sie unvorstellbar, dass es auch das möglich ist, dass

man überhaupt keine Unterstützung hat. Ich glaub einfach dieses Mitfühlende, dieses Empathische fehlt einfach in der Politik. Ich glaub das kann man auch nicht ich weiß nicht… Man kann eigentlich nur dafür kämpfen in verschiedenen Vorträgen oder in verschiedenen..ahm.. dass man sie konfrontiert mit dem, mit etwas emotionalen, wo sie vielleicht ein bissl was mitnehmen können draus, und ja, ich glaub mehr kann man eh nicht tun. Ich glaub der Care Leaver Verein ist da eh schon gut aufgestellt. Dass sie immer wieder Inputs geben der Politik auch, aber es is so schwierig (Pause) irgendwas zu erreichen bei ihnen, das is einfach, es iska Bezug da.

I: Wenn du den Politiker*innen kurz die Lage der Care Leaver erklären könntest, wie würdest das machen, ich glaub das war auch so, war das auch so gmeint?

I2: Mhm, ja.

I: Was denkst du was sollten sie über Care Leaver wissen, weißt du was sich meine?

A: Ja ich weiß was du meinst, wart amal… Care Leaver sind genau so ein Teil der Gesellschaft wie alle Anderen und sie haben die Chance was zu erreichen und ein guter Teil der Gesellschaft zu werden, wenn sie die Unterstützung erfahren in jungen Lebensjahren. Und das is einfach das Wichtigste. Und ja… Und das liegt dann eigentlich nur an der Politik, dass sie da Unterstützung geben.

I: Mhm. Ja dem kann ich jetzt grad nichts hinzufügen, dass stimmt auf jeden Fall, ja. Das ist leider oft so im Sozialbereich, dass es ah an der Politik liegt und dass dafür kein Geld ausgegeben wird, ja. Ok. Aber wir versuchen (ähm) durch unsere Masterarbeit mehr auf dieses Thema aufmerksam zu machen. Ehm. Ja wir sagen auf jeden Fall mal danke, dass du dir die Zeit genommen hast, das war echt sehr interessant was du auch erzählt hast. Ich hoffe du gehst jetzt auch nicht ganz so raus mit einem negativen, irgendwie mit einem negativen Gefühl. Ehm.. Ah was ich noch sagen wollte ist, falls du noch irgendwie uns einen Kontakt weiterleiten könntest, wären wir dir sehr dankbar. Wenn nicht, dann nicht. Dann sind wir froh, dass du dich zur Verfügung gestellt hast. Und ja möchtest du noch irgendwas sagen am Ende, oder kann man das jetzt so beenden?

A: Na, ich würd schon noch gern was sagen, und zwar ich find das ziemlich cool, dass ihr das machts, weils einfach ein Thema ist, das noch nicht so gut aufgegriffen ist, ehm, und deswegen wars mir auch wichtig euch zu unterstützen und ich kann euch auf jeden Fall zum Beispiel mitnJ.amal in Kontakt setzen, also so ich kann ihm mal schreiben, vielleicht weiß er noch wen,

das mach ich öfter mit Interviews undso, das kann ich schon machen. Vielleicht findets da noch irgendwen, weil da sind auch sehr viele Care Leaver drinnen.

I: Mhm. Ja wie du dich gemeldet hast, hab ich mir auch gedacht, wir haben ganz viele Absagen bekommen, wahrscheinlich auch wegen der Corona Situation, aber wie du dich gemeldet hast hab ich mir gedacht, ok dir liegt was dran mit uns ein Interview zu führen, das is super, ja, also hat uns auf jeden Fall sehr gefreut.

A: Na, es is einfach so wichtig, weil ihr geht's in den sozialen Bereich und ihr wissts dann wies is und ich denke ihr werds auch in den Bereich Jugendliche gehen weil sonst würdets ihr das nicht machen… ja deswegen is es einfach so wichtig.

I: Ja, aber Hut ab wie reflektiert und ja damit umgehst auf jeden Fall mit deinen Erfahrungen,ge.

A: Danke.

I: Na gut dann danke nochmal und schönen Tag noch und alles Gute!

A: A Frage hätt ich noch. Würdets ihr mir vielleicht die Masterarbeit zur Verfügung stellen, wenn sie fertig ist,weil es würd mich sehr interessieren.

I: Das wird noch dauern. Also sicher bis Herbst, aber wir können uns auf jeden oder ich kann mich auf jeden Fall mal melden wenn sie fertig gestellt ist.

I2: Wir werden unser Bestes geben.

A: Danke.

I: Sehr gerne.

A: Dann habts an schönen Tag und viel Erfolg!

I/I2: Danke, dir auch! Tschüss!

A: Tschüss, Baba!

Transkription des 2. Interviews:

I1: So, hallo?

C: Hallo.

I2: Hallo!

I1: Hörst du uns eh gut?

C: Ich versuch dich grad zu sehn…

I1: Ja, da muss ich mich gleich entschuldigen. Mein Video funktioniert nicht, das ist ganz ganz blöd. Von der Anna funktioniert's super wie du vielleicht siehst (lacht)

C: Jo.

I1: Wir würden dir das Angebot jetzt machen, dass du's auch auslassen kannst, weil wenn du mich nicht sehen kannst, dann ist das auch ok (lacht), wenn wir dich nicht sehn können.

C: Seht's ihr mi?

I1: Neiin.

I2: Ich dich bisher nicht, aaahja (lacht).

I1: So, eh gleich mal vorweg: Ist das ok wenn wir uns duzen? Ich hab das jetzt einfach automatisch gemacht.

C: Ja, klar.

I1: Super, danke!

I1: Also danke auf jeden Fall, dass du dir Zeit genommen hast. Wir werden jetzt gleich mal starten wenn das ok ist. Wir, damit du weißt, ähm, das wird alles aufgezeichnet, das Interview, aber wir werden's natürlich anonymisieren. Keine Sorge, es werden keine Namen oder sonstiges verwendet, ahm, wir brauchen das dann nur für die Ausarbeitung, das wir das alles haben. Wenn das…

C: Oook.

I2: lacht

I1: Aber wir werden, wie gesagt, keine Namen verwenden, oder sonstiges, das wird alles anonymisiert.

C: Na, i wär eigentlich daham, aber i bin irgendwie jetzand im Spital, wenn des dann, ist das dann egal?

I1: Ja, das ist egal. Wir werden da eh nichts verwenden, also keine Namen davon.

C: Ok.

I1: Keine Sorge. Ja, also, wir würden jetzt eigentlich mal allgemein fragen, wie dein Leben so ausgesehen hat, also dass du von deiner Lebensgeschichte erzählst. Und, werden dich auch nicht unterbrechen, wir werden auch keine Fragen stellen dazwischen, einfach, dass du mal erzählst. Und, dann am Ende haben wir dann vielleicht noch ein paar Fragen an dich. Wenn das in Ordnung für dich ist. Also einfach mal über dein Leben erzählen.

C: Also, die A. hat zu mir gsagt, ahm, sie hat das meiste schon erzählt..?

I1: Ja, genau (lacht).

C: Und, i würdma eigentlich leichter tuan, wenn man, i direkte Fragen krieg und i de zu beantworten hab.

I1: Hm. Ok, ja, also i mein, wir können versuchen, ein bisschen allgemeine Fragen zu stellen, wenn das ok is? Also, vielleicht einfach mal, wenn du von deiner Kindheit erzählst, alles was dir so einfällt… Und wenn dir nichts mehr einfällt, dann können wir auch noch, weitere Fragen stellen.

C: Ok, und von wann bis wann?

I1: Da wo du anfangen möchtest, was dir so einfällt.

C: Also, vom Alter an bis Kindheit? Wie is, wie is Kindheit?

C: Wart.

Krankenschwester: (unverständlich)

C: Warte… Tschuldigung für die Unterbrechung.

I1: Kein Problem.

C: Besser als gestern.

Krankenschwester: Ja, um einiges besser.

Krankenschwester redet irgendwas.

C. redet irgendwas.

Krankenschwester: Ok, passt?

C: Ja, passt. Ok. Passt, ahm. Also bis wann is Kindheit?

I1: Also, ich denk, wenn du mal anfangst, mit was du dich erinnern kannst, an deine Familie, was da so war. In der ersten Wohnsituation wo ihr wart. Einfach mal irgendwo beginnen.

C: Also, i glaub, dass I mi erinnern kann, eine der ersten Szenen, als i ca. 2 Jahre alt war. Da ismei Mama arbeiten gangen und hat mi bei meiner Tante lassen. Und, am abend wieder abgeholt zum schlafen. Da war ma in O. in einer Wohnung.

I1: Mhm.

C: Mei Papa war in N. in einer Wohnung, wegen, ahm, die getrennten Arbeitsplätze. Mhm, ja, mir hat's bei meiner Tante guatgfalln und wir haben a täglich mei Oma besucht. Des war bis das mei Schwester, die A. auf die Welt kummenis. Und, kurz nach ihrer Geburt seima nach N. zu mein Papa gezogen. Und mei Mama is in Karenz gangen, und is in Karenz blieben, bis, die A. 9 und i 12 war. Also Karenz nicht, sie hat einfach nicht gearbeit'. Ahm, mir is, ahm, 4, 4? 3? 3. Keine Ahnung. 3, glaub i war i donn im Kindergarten bis 6. Dann in der Volksschule. Volksschule war i ein Disaster in Mathematik. Ahm, alles andere war ka Problem. Ahm… Jo, ähm, es hot Konflikte geben zwischen meine Eltern, es hat Gewalt geben von meinem Vater, oba nur auf A. und mi und ned auf meine Mama.

I1: Mhm.

C: Ahm, wir haben einen Hund ghab, wir haben Aquarien ghobt, ahm, wir haben Meerschweinchen, Hasen und an Wellensittich ghabt. Ahm, später dann a Maus. Also des war jetzt nitalls, sein halt allgemeine Tiere de maghabt haben. Ahm, Mhmmm. Jo, wir san dann noch, i wor so ca. 8, do sind wir in a andre Wohnung, glei nebenan getzogen, weil die a bissl größer war, ahm, oba es woa holt, es woa holt a Dienstwohnung von meinem Papa, der war Justizwachebeamter. Mei Mama hat bei da, bei der PSK gearbeitet am Anfang und is dann zur Polizei gewechselt. Ahm, wiir haben in der Dienstwohnung gewohnt bis i 12 war, dann seimaumgezogen in ein Haus, in ein Reihenhaus in K.. Ahm, jo… Und dann is der Papa in Pension gangen und Mama hat wieder angefangen zu arbeiten. Und, jo i was nit, was soll i denn erzählen?

I1: (lacht) Na, das passt eh schon ganz gut, wie du das machst. Ja, einfach vielleicht, du, genauso weiter wie du jetzt erzählt hast. Also jetzt war der Papa in Pension, die Mama ist wieder arbeiten gegangen, was is dann so als nächstes passiert?

C: Ahm, dann is schwieriger worden wie i so 13, 14 worden bin. Ahm, is schwieriger worden mit der Beziehung mit meine Eltern, und, meine Mutter hat mi, weil sie mi beschützen wollte, ins Internat geben. Und, i woa dort absolut unglücklich, und, ahm, hab halt stundenlang meinem Papa telefoniert weil's ihm a net gut gangenis. Und, ahm, wollt halt eigentlich ham. Und, jo, so is des halt irgendwie gangen, bis, dass i 14 woa, und mi das erste mal selber verletzt hab. Dann ismei Mama mit mir, ins, ah, in die Kinderpsychiatrie in T. gfahren. Dort ham's mi 2 Wochen aufgenommen und…

I2: Zweite Interviewperson stoßt wieder zum Interview dazu. Aufgrund der schlechten Internetverbindung flog sie aus der Zoom- Kommunikation.

I2: Verzeihung.

I1: (lacht)

C: Zwa Wochen später ismei Vater dann gstorben. Und, ah, dann war ma, es war im Mai, dann war ma bis, bis Anfang nächstes Schuljahr is wieder, also, wieder komplett allandaham, weil mei Mama arbeiten gangenis, in ana Ersatzwohnung. Und, ahm, mhm, jo, ahm, danach, danach, bin i, seima in die Psychiatrie nach T. wieder gekommen, beide, dort hams uns getrennt, ahm, und, also auf unterschiedlichen Stationen untergebracht, und, da war dann a ziemlich dramatische Zeit. Ahm, der Aufenthalt von mir hat dauert 8 Monate durchgehend, dann bin i in die „soziale Einrichtung" gekommen nach H. und die A. zur Pflegefamilie, und, nach ca. einem halben Jahr wollte die Pflegefamilie mei Schwester nimma, und, dann is sie zu mir in die Gruppen gekommen.

I1: Mhm.

C: Dort, woai eben 17 ½, donn bin i in a andre WG gekommen, weil i zu alt worden bin, also mit 18 is dann aus gwesn, und, ahm, jo, donn etliche WG's und Psychiatries durch, und, jo, keine Ahnung, donnwor eigentlich eh schon mei Kindheit vorbei.

I1: Mhm. Ja, und mit 18 Jahren, also magst du da vielleicht noch einmal die Situation genauer beschreiben, wie das mit 18 genau funktioniert hat, welche Unterstützung hast du da bekommen?

C: Mhm, na gar keine. Also mit 17 haben's ma , haben's mir einfach irgend a neieWg gesucht und haben mi dorthin transferiert, und. Des wars halt dann, dort war i 3 Monat und des war so a , a Drogenentzugs- WG mit, ahm, also, scho am Garten, aber der hat so 3 Meter hohen Zaun

ghabt, und oben so Spitzen, Eisenspitzen, und nach 3 Monaten bin i dann, irgendwie hab i's dann gschafft, also des war a WG wo ka Fernseher, ka Handy, ka Radio, ka Kontakt nach außen, ahm, isanzige war die Möglichkeit Briefe zu schreiben, und die sein kontrolliert worden, und, ka Ausgang und nix, und, nach 3 Monaten hab i's dann irgendwie geschafft, dass i über den Zaun drübergeklettert bin und, ahm, abghaut bin, und nach 1 Stund oder so hat mi dann die Polizei gefunden und haben mi in die Psychiatrie nach G. gebracht und i hab gsag i geh dort hinnimmazruck.

I1: Mhm.

C: Und insgesamt waren's dann schon 16 WG's die i durchhab, wobei, i in kaner länger war als maximal 3 Monat, außer in ana 3 ½ Jahr und in der jetzigen werden's bald 2 Jahr.

I1: Mhm, und die Gründe für die kurze Dauer, war das von deiner Seite, dass es für dich nicht gepasst hat oder, was waren das für Gründe?

C: Ja.

I1: Ok.

C: De waren immer, weil i abghaut bin, und, dann eben Psychiatrie und dann gsag hab, i geh da nimmazruk und dann haben sie was Neues gesucht.

I1: OK. Ja wir hätten da jetzt eh noch ein paar Fragen vorbereitet, wenn das Ok ist. Oder, hast du von deiner Seite noch was zu erzählen?

C: Na.

I1: Gut. Ja, also uns interessiert ja, ich weiss nicht, ob das deine Schwester erwähnt hat, aber uns interessiert hauptsächlich auch dann die Zeit nach dem 18. Lebensjahr, wie man da weiterbetreut wird. Und, uns würd dann auch interessieren, welche Vorbereitungen es gegeben hat, vor dem 18. Lebensjahr. Hast du das Gefühl sie haben dich gut vorbereitet, dass du dann selbstständig irgendwie leben kannst, oder wie war so die Zeit vor dem Auszug?

C: Na überhaupt ned. Di haben, also überhaupt ka Vorbereitung. Es war, so quasi wie, es hat, es hat zwei Seiten gegeben von di Betreuer die gut waren. Die jungen, guten, sein immer schwanger worden und dann nimmer kommen. Und die Männer, die was gut gwesen wären, ahm, haben sich nach a paar Wochen an anderen Job gesucht.

I1: Mhm.

C: Und die anderen, denen es quasi eh egal war, die, die sein dann halt blieben. Und, also so richtig, es war ihnen egal, ob da kifft worden ist, ob's amal a Pille eingworfen worden is, ob de unter 16-Jährigengraucht haben, ob die unter 16-Jährigen irgendwelche Alkoholvergiftungen ghab haben. Solang's außerhalb des Geländes war, war's ihnen egal, obwohl sie's gsehn hom. Ahm, ja es war. Ahm, na, wir haben hauptsächlich a beim Kochen nur Fertiggerichte kocht, und, ahm…

I1: Mhm.

C: Vorbereitung war für mi, null.

I1: Hattest du…

C: I hab mi

I1: Tschuldigung, red nur weiter.

C: I hab mi komplett allan gefühlt, ja.

I1: Mhm. Hattest du in dieser Zeit eine bestimmte Bezugsperson, also auch eine Betreuerin oder einen Betreuer an den du dich wenden konntest?

C: Schon, aber es war, wann i des vergleich mit andere WG's… Also, mit de zwaWG's wo i länger woa, di ane davor und, ahm, und, di ane, ahm, wo i jetzt bin, war's so quasi so, es is uns quasi egal. Es hat sich so angefühlt.

I1: Mhm. Ok. Und nach dem 18. Lebensjahr, was könntest du da jetzt so sagen welche Unterstützung du erfahren hast? Wie bist du da weiterbetreut worden?

C: Mhm, eben gar nit irgendwie. Immer in WG's, wo i mi absolut ned wohlgefühlt hab. Wo i gsag hab, dass i dort nit wohnen will. Dann waren's Übergangswohnheime, dann waren's dazwischen lange Psychiatrieaufenthalte von ca. 6-7 Monate, weil sie eine neue WG suchen haben müssen, dass die passt, und so. Und, mhm, jo, also. Mhm, also, was war die Frag?

I1: (lacht) Welche Unterstützung du so erfahren hast, oder ob sich da jemand weiter gekümmert hat darum. Hattest du eine Ansprechperson z.B.?

C: Ahm, mhhm. So a fixe Betreuungsperson, die was halt, mir die Richtung zagt, hab i nedghabt.

I1: Mhm. OK. Was hättest du dir so eigentlich gewünscht in dieser Zeit?

C: Naja, dass i vielleicht, ahm, mehr so wen zur Verfügung gstelltgregthätt, der ma die richtige Richtung zagt hätt. Und sagt: He, des geht so und des geht so, so funktioniert des, und so kann man des nit machen, des is da falsche Weg, und, ahm. Wo i des Vertrauen zu der Person ghabt, ahm, dass es, dass es, ja, dass es halt für mi a annehmbar gwesenwär.

I1: Mhm. Mhm. Und in welchen Bereichen hättest du da Unterstützung gebraucht, speziell?

C:Mmm… Eigentlich in vielen, weil das allein wohnen war net mal ein Thema, wie i auszogen bin.. Dann das ganze finanzielle, die Formulare, das hab i bis heitenet wirklich, also, den Sachwalter bin i echt froh, dass i den hab, ähm, und dass mir einfach wer zagt, wie das Leben funktioniert und wie net…

I1: Ja, du hast das jetzt eh schon, ähm, ein bisschen beschrieben, aber was war für dich besonders herausfordernd in der Zeit, was war besonders schwierig?

C: In welcher Zeit?

I1: In der Zeit nach dem 18. Lebensjahr, wo du dann die WG verlassen musstest und dann auf dich alleingestellt wars.

C: Ähm… Also in der ersten WG, wo kein Kontakt nach außen war, wars komplett schwierig für mi, dass i plötzlich auf einmal die A. nemaghabt hab, die i .. ähm davor waren wir a eingschweißtes Team und i hab mi auf sie verlassen können und sie auf mi und , ähm, das war plötzlich weg und i war plötzlich weg von allem, meinem Umfeld, das i kennt hab, das war die erste WG und herausfordernd war dann, ähm, ja vorallem dann danach, dass i irgendwie so in der Luft ghängt bin und i nit wirklich gwusst hab, wo ghör i hin, wo ismei Platz. Des alte zu Hause war komplett, also i hab quasi … manchmal habi mi gfühlt wie wann i net auf dem Planeten daham war… ja…

I1: Ja das is verständlich, würd ich mal sagen. Ähm, ja mich würd jetzt noch interessieren, wie so deine Beziehung zu deiner Familie is, also wie sie jetzt, zum jetzigen Zeitpunkt, aussieht.

C: Ok. Also nachdem i mi (unverständlich) also über zehn Jahr mit meiner Mutter net wirklich gut verstanden hab, isjetz die Beziehung relativ guat. Ähm, zur A. is sie super, also die A. und i, wir sind… für mi is die A. ein Engel. Zu meinem ältesten Bruder hab i hin und wieder, naja eigentlich fast nie, Whatsapp-Kontakt und er schickt mir jedes Weihnachten ein Paket mit Keksen…

I1: Ist das der Halbbruder, wenn ich fragen darf?

C: Ja, der älteste. Dann der andere Halbbruder und mei andere Halbschwester, mei ältere, die wollen keinen Kontakt. Ja und zeitweise hab i zu meinem Onkel, also von meinem Papa der Bruder, zeitweise hab i zu dem noch Kontakt ghabt. Und von meiner Mutter die Familie mag i eigentlich generell sehr gern.

I1: Sehr schön. Ja jetzt muss ich mal die Anna fragen, ob sie noch irgendwelche offenen Fragen vor sich hat.

I2: Ja ich hab noch eine Frage, und zwar wollt ich fragen ob es sonst irgendwelche fixen Bezugspersonen für dich gab, die du längere Zeit hattest und mit denen du dich gut verstanden hast?

C: Jetzt oder damals?

I2: Irgendwelche wichtigen Bezugspersonen für dich, hats da welche gegeben?

C: In meinem ganzen Leben oder wie?

I2: Mhm. Zum Beispiel würd mich auch interessieren wie die Beziehung zu deinem Vater war. Du hast gesagt, deine Kindheit war von Gewalt geprägt, aber wie war die Beziehung sonst zu deinem Vater?

C: Guat, also i war eher a Papa-Kind als a Mama-Kind und dadurch, dass I netgwusst hab, dass das net normal is hab i das als normal empfunden, somit wars für mi net so schlimm eigentlich. Aber er war schon a liebevoller Vater, der alles getan hat für uns. Die Beziehung war immer guat, ja sie war guat, wirklich guat. Die Beziehung zu meiner Mama war eigentlich von Anfang an net ganz so guat, aber das hat sich dann eben erst so richtig geändert vor zwei Jahren circa. Obwohl sie a alles getan hat für uns, aber irgendwie hab i das net so erkennen können, und zur A. die Beziehung war in der Kindheit, entweder wir haben gestritten oder wir haben massiven Blödsinn getrieben. Also, massiven Blödsinn. Ähm, was für unsere Eltern ziemlich schwer handlebar war. Ähm… weil wir viel angstellt haben. Dann ab dem Alter von 12 und 15, also i 15, sie 12, hat es sich dann schlagartig geändert, also nach dem Tod von unserm Vater, dass wir komplett zamghalten haben und dass die Beziehung immer enger worden ist und immer enger worden ist. Dann hats noch einen Zeitraum gegeben dazwischen, da is es mir net gut gangen und ihr net gut gangen, i glaub das war in etwas ein einhalb Jahre, da hab i kan Kontakt zu ihr ghabt, weils eben … sie hat net damit umgehen können, dass es mir schlecht geht und ihr selber is es a net gut gangen… ähm..ja da war kurze Kontaktpause und dann wieder komplett

eng. Und zu meiner Tante, also bei der i gwesen bin, wie mei Mama arbeiten gangenis, zu der habi a a sehr gute Beziehung.

I2: Und inwiefern hat sich die Beziehung zu deiner Mama geändert? Weil du gesagt hast vor zwei Jahren, seit zwei Jahren ist es besser.

C: Die Beziehung hat sich deswegen glaub i geändert, weil … jeder hat gwusst, also in der Familie hat jeder gwusst, dass die A. von Papa und Mama das Lieblingskind is, aber keiner hats ausgsprochen. Und wir haben dann einmal auf der Kinderpsychiatrie (unverständlich) a Gespräch ghabt und auf einmal is die A. dann aufgsprungen und hat gschrien: I will net mehr das Lieblingskind sein! Und alle sind im Raum gsessen, kana hat was gsagt, sie isaufgspungen, hat die Tür zugfetzt, kana hat was gsagt, kana hat wirklich gwusst, was er sagen soll, aber jeder hat eigentlich davor schon gwusst, dass es so war. Seit dem Zeitpunkt hat sich die Beziehung dann so geändert. Und, ähm, zu meiner Mama oder…? Ja, und zu meiner Mama war vor zwei Jahr, da bin i eben in die WG, wo i jetz a wohn, gezogen. Und da wollte sie mi immer öfter besuchen kommen und i hab mi am Anfang immer ziemlich gwundert warum und habs halt nie so wirklich verstanden. Und irgendwie hab ichs aber doch zuglassen und es is dann immer besser geworden und ja, jetz passts eigentlich.

I2: Mhm. Und aktuell, was würdest du sagen oder kannst du sagen, welche Personen für dich im Übergang, also ab dem 18. Lebensjahr wichtig waren oder welche dir irgendwie geholfen haben?

C: Im Übergang waren wichtig eben mei Tante. Ähm, dann, i hab kurz als Tierarztassistentin gearbeitet, ähm, bissl über a Jahr, meine beiden Chefinnen, die waren wichtig, dann a Krankenschwester, bei der i dann gwohnt hab a Zeit, die war wichtig. A Pfleger von der Erwachsenenpsychiatrie in Tulln, mit dem i immer noch Kontakt hab und der mi noch besuchen kommt und mir hilft. Und wer war noch wichtig für mi…? Ja eben die A. war immer wichtig für mi, ähm… Jetzt is a die F. sehr wichtig für mi und natürlich a jetzt a im Moment die WG und mei Partnerin. Ähm, ja… Müssen das Personen sein, oder…? [Lacht] Also i hab immer die Tiere ghabt, wenn i das Gefühl ghabt hab, ka Mensch versteht mi mehr, bin i immer zu den Tieren gangen, die haben mir a sehr viel gholfen… (zu Krankenschwester: Ja is alles guat, danke.) De haben mir a sehr gholfen.

I2: Mhm. Ok. Daniela, hast du noch eine Frage?

I1: Ja, also ich würd noch eine Sache fragen und ich muss, ich weiß nicht ob ihr das sehen könnt, aber in sechs Minuten ist dieses Meeting vorbei [lacht] also müssen wir jetzt leider zum Ende kommen, also deswegen, weil das von Zoom so grad bei mir oben steht, ja ähm.. Mir fällt jetzt nur ein, weil wir gar nicht so gefragt haben, deine aktuelle Lebenssituation, also auch mal dein Alter, von der Wohnsituation hast du jetzt eh schon ein bisschen was gesprochen, aber wie würdest du deine jetzige Lebenssituation beschreiben?

C: Ähm, ja eben i bin 27 und ähm, muss i da jetz die Diagnosen a dazu sagen?

I1: Musst du nicht, das was für dich wichtig wär jetzt zu sagen, einfach, dass wir ein Bild davon haben…

C: Ok also, ähm… I wohn in an Einfamilienhaus, in einer vollbetreuten WG. Tagsüber sind meistens drei bis vier Betreuer da, nachts ist einer da, der schlaft da, und is in Bereitschaft. Jeder hat a eigenes Zimmer, wir haben, wir sind insgesamt sechs Mädels, aber fünf im Haus, weil aneis schon in einer Wohnung, in Außenbetreuung. Wir haben einen Kater und i hab zwei Ratten.

I2: Und da fühlst dich wohl oder hast du noch andere Ziele jetzt wies weitergehen soll?

C: Momentan ist das für mi, passt das so für mi. Aber i weiß, dass i net ewig dort wohnen werd… können. Also i hab schon noch weitere Ziele.

I1: Welche Ziele wären das so, wenn wir fragen dürfen? [Lacht]

C: Ja i weiß selber noch net, ob das was wird überhaupt, weil … dass i vielleicht was mit der A. gemeinsam mach, aber schauma mal. I hab ja keine Ahnung.. dass i so weit in der Therapie vorankomm, dass i a Ausbildung abschließen kann und dann, damit i arbeiten kann, als Angestellte oder so…

I2: Hast du eine Ausbildung begonnen?

C: Ähm… ja…

I2: Oder darf ich fragen, wie der schulische Verlauf, der Bildungsweg quasi war?

C: Der Bildungsweg war Hauptschul, na… Der Bildungsweg war Volkschul, eineinhalb Jahr Gymnasium, dann Hauptschul, dann eineinhalb Jahr Sozialschul und dann… ähm… Veterinärmedizinische Fachkraft angfangen, bissl über a Jahr.

I2: Ist das noch dein Ziel das zu beenden?

C: Ähm… na, eigentlich möchte i was anderes machen.

I2: OK, gut.

I1: Ja, also ich denk von unserer Seite sind alle Fragen beantwortet. Hättest du noch irgendwelche… irgendwas mit uns mitzuteilen oder noch eine Frage an uns?

C: Was machts ihr da genau mit den Infos?

I1: Ja also wir sind am Ende unseres Studiums und schreiben an der Masterarbeit und beschäftigen uns allgemein mit der Frage, wie Care Leaver, also das is so der neue Begriff, ich weißt nicht, ob du den kennst, ähm, wie einfach Menschen, die in der Jugendzeit oder in der Kinderzeit im Heim waren, oder betreut worden sind, wie sie den Austritt erleben mit 18 Jahren. Das is so unsere allgemeine Frage. Genau, und darüber schreiben wir. Aber wie gesagt, alles anonym und ja…

C: Ohne Videoaufzeichnung jetz?

I1: Jaja.

C: Ok, und ähm… Was studierts ihr da?

I1: Wir studieren Bildungswissenschaft.

C: Sozialarbeit, oder wie?

I1: Ja nicht direkt, aber wir wollen auf jeden Fall im sozialen Bereich tätig sein, ja.

C: Ok, und wie habts ihr die A. kennenglernt?

I1: Das is eine gute Frage. Wir haben mehrere Institutionen angeschrieben und sie hat dann irgendwie unseren Kontakt erhalten, glaub ich so war das oder?

I2: Und sie hat sich dann bei uns gemeldet, weil sie mit uns ein Interview führen möchte, ja.

C: Ok, weil sie hat dann mi gfragt nämlich.

I1: Mhm, ja, da sind wir eh sehr sehr dankbar und danke auch an dich, dass du dich da zur Verfügung gestellt hast und ich seh grad, wir haben nur noch eine Minute, wenn das ok ist für dich, würden wir das jetzt beenden.

C: Ist ok, ja.

I2:Wir bedanken uns auf jeden Fall für deine Zeit!
C: I bin eh da, i kann eh nix machen.

I1: Ja vielen vielen Dank und alles Gute von uns noch weiterhin!

C: Ja, euch a noch an schönen Tag!

I1: Danke, Tschüss!

C:Tschüss!
I2: Tschüss!